
D 4065 E
DER STERN
Dezember 1971 · 97. Jahrgang · Nummer 12

INSPIRIERENDE WORTE

ÄLT. FRANKLIN D. RICHARDS
Assistent des Rates der Zwölf

Der englische Schriftsteller Charles Dickens schrieb: „Wir tragen die Ketten, die wir selbst im Laufe unseres Lebens geschmiedet haben[1]." Wie wahr das doch ist! Und deshalb ist es auch so wichtig, sich eine Kette zu schmieden, die das Leben bereichert und lohnend macht. Vergessen wir nicht, daß man die anfänglichen Kettchen der Gewohnheit im allgemeinen erst dann spürt, wenn sie so stark geworden sind, daß man sie nicht mehr sprengen kann.

Tief verwurzelte Ehrlichkeit kann in einer starken Lebenskette ohne weiteres eines der glänzendsten und stärksten Glieder sein.

Wenn man sich ein Ideal oder einen Grundsatz wie die Ehrlichkeit zu eigen macht, erwächst daraus große Kraft. Doch in der Vorstellung vieler Menschen ist die wahre Bedeutung der Ehrlichkeit als moralischer Wertbegriff stark verdreht.

Man denkt bei dem Wort Ehrlichkeit vielleicht zuerst an seine Beziehungen zu anderen; es ist jedoch in vieler Hinsicht wichtiger, sich selbst gegenüber ehrlich zu sein.

In dem Schauspiel Hamlet läßt Shakespeare Polonius folgendes zu seinem Sohn Laërtes sagen: „Dies über alles: sei dir selber treu, und daraus folgt, so wie die Nacht dem Tage, du kannst nicht falsch sein gegen irgendwen" (1. Akt, Sz. 3).

Wenn man dem Grundsatz der Ehrlichkeit sich selbst gegenüber zustimmt und sich entsprechend verhält, hat man einen gewaltigen Schritt vorwärts auf Glück und Erfolg zu getan.

Wenn man sich selbst gegenüber ehrlich ist, kann man seiner Familie nicht untreu werden, seinen Arbeitgeber nicht übervorteilen oder seinen Gott und sein Land im Stich lassen. O

1 Aus „Ein Weihnachtslied".

INHALTSVERZEICHNIS

Auf der Titelseite: Der berühmte Christus des dänischen Künstlers Bertel Thorvaldsen aus dem neunzehnten Jahrhundert wurde vor mehreren Jahren von Aldo Rebechi, einem italienischen Bildhauer, nachgestaltet. Er steht nun im Besucherzentrum auf dem Tempelplatz in Salt Lake City mit dem Panorama des Universums im Hintergrund. Die ausgebreiteten Arme Jesu Christi scheinen alle Menschen auf der Welt aufzufordern, zu Ihm zu kommen. O

DER STERN

OFFIZIELLES ORGAN
DER KIRCHE JESU CHRISTI
DER HEILIGEN
DER LETZTEN TAGE
FÜR DIE DEUTSCH-
SPRACHIGEN
PFÄHLE UND MISSIONEN

Dezember 1971
97. Jahrgang · Nummer 12

Verlag und Herausgeber:
Kirche Jesu Christi
der Heiligen der Letzten Tage
Frankfurt am Main
Eckenheimer Landstr. 262-266

Redaktion
Thomas S. Monson
Doyle L. Green

Layout:
PBO-Layout-Center

Vertrieb:
DER STERN
6 Frankfurt am Main,
Eckenheimer Landstr. 262-266

Bestellungen nehmen die Sternagenten in den Gemeinden oder der Verlag entgegen. DER STERN erscheint monatlich und kostet pro Jahr DM 12,—, sfr. 13.—, öS 75,—; Übersee $ 3.50 (DM 14,—).

Druck:
Paul Giese KG,
Offenbach am Main



Diese speziell an das Priestertum gerichtete Ansprache wurde auf der Priestertumsversammlung der 141. Frühjahrs-Generalkonferenz der Kirche gehalten.

„Ich rufe die Kirche und alle ihre Mitglieder auf, alles Böse auf der Welt zu meiden!"

Unsere Pflicht als Priestertumsträger

Ält. Joseph Fielding Smith, Präsident der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage

Meine lieben Brüder im Priestertum!

Ich grüße Sie heute abend als Mitbürger und Hausgenossen im Glauben (siehe Eph. 2:19), als Brüder im Reiche Gottes, als Träger des heiligen Priestertums; und ich bitte Sie, mit mir gemeinsam über einige der ernsten Pflichten nachzudenken, die uns obliegen, weil wir die göttliche Vollmacht des Herrn haben.

Wir sind des Herrn Beauftragte; wir vertreten Ihn; Er hat uns bevollmächtigt, alles Nötige zu tun, um uns selbst wie auch Seine anderen Kinder auf der Welt zu erlösen und zu erhöhen.

Wir sind Botschafter des Herrn Jesus Christus. Unser Auftrag besteht darin, Ihn zu vertreten. Uns ist aufgetragen, Sein Evangelium zu predigen, die zur Erlösung notwendigen heiligen Handlungen zu verrichten, die Menschheit zu segnen, die Kranken zu heilen und vielleicht Wunder zu wirken; wir sollen alles tun, was Er täte, wenn Er persönlich zugegen wäre, und all dies, weil wir das heilige Priestertum tragen.

Als Beauftragte des Herrn verpflichtet uns Sein Gesetz, Ihm zu gehorchen, und zwar ungeachtet persönlicher Gefühle oder weltlicher Verlockung. Aus uns heraus haben wir keine erlösende Botschaft, keine verpflichtende Lehre, keine Berechtigung zu taufen oder zu ordinieren oder Ehen für die Ewigkeit zu schließen. All dies geht vom Herrn aus, und alles, was wir in dieser Hinsicht tun, geschieht aufgrund erteilter Vollmacht.

Wenn wir uns der Kirche anschließen und das Priestertum empfangen, wird von uns erwartet, vieles von unserer Weltlichkeit abzulegen und so zu leben, „wie sich's ziemt den Heiligen" (Röm. 16:2). Wir dürfen uns nicht mehr so kleiden oder so sprechen oder so handeln oder gar so denken, wie andere es gar zu häufig tun. Viele Menschen auf der Welt nehmen Tee, Kaffee, Tabak und Alkohol zu sich und benutzen Rauschgifte. Viele sind weltlich gesinnt und ordinär, unanständig, unmoralisch und unkeusch; all dies soll uns jedoch fremd sein. Denn wir sind die „Heiligen des Allerhöchsten" (LuB 82:13). Wir tragen das heilige Priestertum.

Zum alten Israel hat der Herr durch Mose gesagt:

„Werdet ihr nun meiner Stimme gehorchen und meinen Bund halten, so sollt ihr mein Eigentum sein vor allen Völkern; denn die ganze Erde ist mein.

Und ihr sollt mein Königreich von Priestern und ein heiliges Volk sein" (2. Mose 19:5, 6).

Dieses Versprechen gilt auch für uns. Wenn wir auf den Pfaden der Tugend und Heiligkeit wandeln, wird der Herr uns in einem Maße mit Segnungen überschütten, wie wir es niemals für möglich gehalten haben. Wir werden, wie Petrus es ausgedrückt hat, wahrhaftig „das auserwählte Ge-

schlecht, das königliche Priestertum, das heilige Volk" sein (1. Petr. 2:9). Wir werden auch ein eigentümliches Volk sein, eigentümlich, weil wir nicht wie andere Menschen sein werden, die nicht den göttlichen Grundsätzen entsprechend leben.

In dem Maße, in dem wir die Welt überwunden haben, sind wir bereits ein heiliges und eigentümliches Volk. Aber unglücklicherweise gibt es welche unter uns, die den Anforderungen des Reiches Gottes noch nicht Genüge getan haben und mit den Grundsätzen der Kirche noch nicht in Einklang leben.

Ich rufe die Kirche und alle ihre Mitglieder auf, alles Böse auf der Welt zu meiden! Wir müssen der Unkeuschheit und jeglicher Form von Unmoral wie einer Pest aus dem Wege gehen. Wir dürfen nicht den Urquell des Lebens abdämmen und die Geburt von Kindern verhindern. Wir dürfen nicht einer unrechten und sündhaften Abtreibung schuldig werden.

Man kann kein Mitglied der Kirche als beispielhaft bezeichnen, das sich gegen die bestehende Ordnung des Anstandes und des Gehorsams gegenüber den Gesetzen auflehnt. Wir können uns nicht gegen das Gesetz auflehnen und mit dem Herrn im Einklang sein, denn Er hat uns geboten:

„Seid den bestehenden Mächten untertan, bis der regieren wird, dessen Recht es ist, zu regieren" (LuB 58:22). Und eines Tages wird Er kommen.

Als Diener des Herrn sollen wir den Weg gehen, den Er uns bereitet hat. Wir wollen nicht nur tun und sagen was Ihm gefällt, sondern auch versuchen, unser Leben dem Seinen anzugleichen.

Er selbst hat uns in allem ein vollkommenes Beispiel gegeben und zu uns gesagt: „Folge du mir nach!" (Joh. 21:22). Seine nephitischen Jünger hat Er gefragt: „Was für Männer solltet ihr . . . sein?" und dann hat Er selbst geantwortet „Wahrlich, ich sage euch: So wie ich bin" (3. Ne. 27:27).

Wir beteiligen uns am bedeutsamsten Werk auf der Welt. Dieses unser Priestertum ist die Kraft und Vollmacht des Herrn selbst; und Er hat uns versprochen, wenn wir unsere Berufung voll erfüllen und in demselben Lichte wandeln wie Er (siehe Joh. 1:7), wird Er uns in Seines Vaters Reich auf immer und ewig Ruhm und Ehre geben.

Können wir nicht in solch glorreicher Erwartung die sündhaften, weltlichen Gewohnheiten ablegen? Sollen wir nicht den Anforderungen des Reiches Gottes Genüge tun? Sollen wir nicht versuchen, von einem jeglichen Wort zu leben, das durch Seinen Mund geht? (Siehe Matth. 4:4.) Sollen wir nicht unsere Berufung voll erfüllen und im wahrsten Sinne des Wortes ein Reich von Priestern und rechtschaffenen Brüdern werden?

Die Segnungen, die wir empfangen werden, wenn wir die Gebote halten, übertreffen alles, was wir jetzt begreifen können. Ich bin dankbar für das Evangelium, für die Kirche und das Reich Gottes auf Erden und für die Hoffnung auf ein ewiges Leben, die uns der Herr ins Herz gegeben hat.

Ich bezeuge, daß das Werk wahr ist, und bete, daß wir alle aufrichtig bleiben und zu unseren Bündnissen stehen und daß wir nach Frieden und Freude in diesem Leben streben und auch in der zukünftigen Welt ewige Freude und Herrlichkeit erben. Ich sage dies in aller Ernsthaftigkeit, in Demut und im Namen des Herrn Jesus Christus. Amen. ○

Der Herr hat uns zu Brüdern gemacht, weil wir einander brauchen.



Meines Bruders Hüter

ÄLT. JOHN H. VANDENBERG
Präsidierender Bischof der Kirche

Eine junge Mutter, die das schmerzliche Erlebnis hatte, ein kleines Kind durch einen Unfall zu verlieren, kam zu einem Führer der Kirche, um sich Trost in ihrem Kummer zu holen. Als sie sich verabschiedete, fragte sie unter Tränen: „Muß es immer Schmerzen in diesem Leben geben?"

Während wir diese Frage betrachten, wollen wir uns an die erste Familie auf Erden zurückerinnern. Wir lesen in der Bibel folgendes darüber:

„Und Adam erkannte sein Weib Eva, und sie ward schwanger und gebar Kain und sprach: Ich habe einen Mann gewonnen mit Hilfe des Herrn.

Danach gebar sie Abel, seinen Bruder. Und Abel wurde ein Schäfer, Kain aber wurde ein Ackermann."

Im Laufe der Zeit wurde Kain zornig, weil der Herr Abels Opfer von den Erstlingen seiner Herde gnädig ansah, aber Kains Opfer von den Früchten des Feldes nicht.

„Da sprach Kain zu seinem Bruder Abel: Laßt uns aufs Feld gehen! Und es begab sich, als sie auf dem Felde waren, erhob sich Kain wider seinen Bruder Abel und schlug ihn tot.

Da sprach der Herr zu Kain: Wo ist dein Bruder Abel? Er sprach: Ich weiß nicht; soll ich meines Bruders Hüter sein?

Er aber sprach: Was hast du getan? Die Stimme des Blutes deines Bruders schreit zu mir von der Erde" (1. Mose 4:1-10).

Schmerzen, Sorgen und Schicksalsschläge haben seit diesem Ereignis immer die Menschheit begleitet. Doch diese in der Schrift geschilderte Begebenheit lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die Frage: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?"

Was halten wir von dieser Frage? Welche Verpflichtung hat der Herr uns in dieser Hinsicht auferlegt? Wenden wir uns dem ersten Brief des Johannes, Kapitel 3 zu:

„Denn das ist die Botschaft, die ihr gehört habt von Anfang, daß wir uns untereinander lieben sollen.

Wir wissen, daß wir aus dem Tode in das Leben gekommen sind; denn wir lieben die Brüder. Wer nicht liebt, der bleibt im Tode.

Daran haben wir erkannt die Liebe, daß er sein Leben für uns gelassen hat; und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen.

Meine Kindlein, lasset uns nicht lieben mit Worten noch mit der Zunge, sondern mit der Tat und mit der Wahrheit" (1. Joh. 3:11, 14, 16, 18).

Was ist die Saat der Mutterliebe? Ist es nicht Opfer? Diese Liebe wird als die tiefste und zärtlichste betrachtet. Ist dies nicht so, weil eine Mutter durch das Tal der Todesschatten geht, um ihrem Kind das Leben zu geben, und ständig Opfer für das Wohlergehen ihres Kindes bringt?

Liebt aus diesem Grunde Christus die Welt? Weil es Ihn Mühe gekostet hat, sie zu schaffen? Weil Er Sein Leben für die Welt und ihre Bewohner geopfert hat? Uns wird gesagt: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab" (Joh. 3:16). Gott wollte die Welt dadurch vor der Zerstörung bewahren; und

der Sohn war bereit, für die Erlösung dessen, wofür Er mühevoll gearbeitet hatte, Leiden auf sich zu nehmen.

Wir alle lieben das, wofür wir Opfer bringen. Wenn wir in unserm Geben und Dienen so weit gehen, daß es zum Opfer wird, entsteht dadurch Liebe. Zur wahren Religion gehört auch, daß wir um unsere Brüder besorgt sind, wie es in Jakobus 1:27 heißt: „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der: die Waisen und Witwen in ihrer Trübsal besuchen."

Wenn Menschen sagen: „Religion ist für einige das Richtige; aber ich bin nicht religiös, und mir bedeutet sie nichts", kommt es daher, weil sie nicht erfahren haben, wie erhebend es ist, für seine Mitmenschen Opfer zu bringen und ihnen zu dienen?

Vielleicht haben sie einfach nicht die Bedürfnisse ihrer Nächsten erkannt. Jedermann hat ein Bedürfnis. Der Mensch steht nicht allein da. Edwin Markham (amerikanischer Dichter und Reformer, 1852-1940) bringt mit folgenden klaren und einfachen Worten die grundlegenden Bedürfnisse des Menschen zum Ausdruck:

„Drei Dinge muß der Mensch besitzen, wenn er des Lebens Güter in Fülle kennen und genießen möchte.

Drei Dinge gibt der für alles sorgende Vater: Brot, Schönheit und Bruderschaft."

Der himmlische Vater hat es wirklich für uns möglich gemacht, unser tägliches Brot zu erhalten; denn Er hat gesagt, als Er auf die Befolgung Seiner Gebote hingewiesen hat:

„Und wenn ihr diese Dinge . . . tut . . . ,

so wird die Fülle dieser Erde euer sein, die Tiere des Feldes, die Vögel in der Luft und was an den Bäumen klettert oder auf der Erde läuft . . . ,

ob zur Nahrung oder Kleidung, zu Häusern, Scheunen, Obstgärten, oder Weinbergen,

ja, alle Dinge, die zu ihrer Jahreszeit aus der Erde kommen, sind zum Wohl und Gebrauch des Menschen bestimmt, seinem Auge zu gefallen und sein Herz zu erfreuen.

Ja, zu seiner Kleidung und Nahrung, zum Schmecken und Riechen, den Körper zu stärken und die Seele zu erquicken.

Und es gefällt dem Herrn, daß er dem Menschen alle diese Dinge gegeben hat . . .

Und in nichts beleidigt der Mensch Gott, und gegen niemand ist des Herrn Zorn entflammt als gegen solche, die nicht in allen Dingen seine Hand anerkennen und die seinen Geboten nicht gehorchen." (Siehe LuB 59:15-21.)

Da Gott so gut zu uns gewesen ist, hat Er uns aufgefordert, gut zu unseren Brüdern zu sein, denen es schlechter gehen mag als uns; denn Er hat uns folgende Ermahnung gegeben:

„Und siehe, du wirst der Armen gedenken und zu ihrer Unterstützung das, was du ihnen von deinem Eigentum zu geben hast, weihen . . .

Wenn du den Armen von deinen Mitteln gibst, so tust du es mir, und sie sollen dem Bischof meiner Kirche und seinen Räten übergeben werden" (LuB 42:30, 31).

Dieses Gebot über die Fürsorge für unsere bedürftigen Brüder finden wir im Grundsatz des Fastens, wie wir in *Documentary History of the Church* VII:413 lesen:

„Wenn alle Heiligen folgendes als Beispiel annehmen, wird es nie einen Mangel an Nahrung geben: Wenn die Armen Hunger leiden, sollen diejenigen, die etwas besitzen, einen Tag fasten und das, was sie sonst essen würden, dem Bischof zum Wohl der Armen übergeben; so wird jeder für eine lange Zeit im Überfluß haben. Und dieser Grundsatz des Fastens ist groß und wichtig und wird vom Herrn anerkannt. Und so lange die Heiligen alle mit frohem Herzen und freundlichem Angesicht nach diesem Grundsatz leben, werden sie immer im Überfluß haben."

Brigham Young hat folgende Worte zu den Heiligen gesagt:

„Ihr wißt, daß wir den ersten Donnerstag* in jedem Monat als Fasttag halten. Wie viele unter uns kennen den Ursprung diese Tages? Vor der Einführung des Zehnten wurden die Armen durch Spenden unterstützt. Sie kamen zu Joseph und baten um Hilfe — das war in Kirtland —, und er sagte, es sollte einen Fasttag geben, und so wurde einer festgesetzt. Er wurde jeden Monat einmal gehalten, so wie es heute ist. Alles, was man an dem Tag gegessen hätte — Mehl, Fleisch, Früchte oder irgend etwas anderes —, wurde mit in die Fastversammlung genommen und jemandem übergeben, der bestimmt war, sich darum zu kümmern und die Gaben unter den Armen zu verteilen. Hätten die Armen Mangel an Mehl, Butter, Käse, Fleisch, Zukker oder irgendeinem Nahrungsmittel, wenn wir uns jetzt treu daran halten würden? Nein, es würde mehr vorhanden sein, als all die Armen unter uns verbrauchen könnten. Wir lernen Opferbereitschaft, wenn wir diesen Weg einschlagen, und behandeln unsere Brüder und Schwestern, die arm sind, besser, als sie bisher behandelt worden sind. Laßt uns dies in unseren Zeitungen veröffentlichen. Laßt uns es dem Volk mitteilen, daß am ersten Donnerstag jeden Monats, dem Fasttag, alles, was Männer, Frauen, Kinder und Gesinde gegessen hätten, dem Bischof zur Unterstützung der Armen übergeben werden soll. Ich bin bereit, genauso meinen Teil beizutragen wie die andern; und wenn es in meiner Gemeinde keine Armen gibt, bin ich bereit, mit den Gemeinden zu teilen, wo Arme sind. Wenn die Schwestern nach Räumen für jene Schwestern Ausschau halten, die Pflege nötig haben, und sie versorgt wissen, werden Sie feststellen, daß wir mehr Trost und mehr Frieden in unserm Herzen haben; und unser Geist wird lebendig und licht sein, voller Freude und Frieden. Die Bischöfe sollen durch die Lehrer darauf achten, daß jede Familie in ihrer Gemeinde, die dazu imstande ist, das den Armen spenden soll, was sie normalerweise am Fasttag verzehren würde" *Journal of Discourses*, Bd. 12, S. 115, 116).

Ich möchte die Bischöfe anspornen, jetzt diesen Grundsatz vor ihrer Gemeinde hochzuhalten, damit wir unsere Brüder, die sich in einer weniger glücklichen Lage befinden, besser mit

den wichtigsten Nahrungsmitteln und anderen nötigen Dingen versorgen können.

Wie Sie sich erinnern, sagte Edwin Markham, daß der für alles sorgende Vater uns nicht nur Brot, sondern auch Schönheit und Bruderschaft gibt.

Hat der Herr den Menschen Schönheit gegeben? Jeder, der daran zweifelt, braucht nur seine Augen dem Sonnenaufgang und Sonnenuntergang zu öffnen und seine Ohren dem Rauschen des Regens und Windes; er braucht nur die Farben der Blumen und des Regenbogens zu bewundern und die Mannigfaltigkeit der Landschaft wahrzunehmen: Wüsten, Wälder, Getreidefelder, Berge, Flüsse und Ozeane. In dieser Jahreszeit fühlen wir mit dem neuerwachenden Leben des Frühlings; und wenn wir uns selbst in diesem quellenden Leben um uns herum verlieren, werden wir ein Teil dessen.

Die ganze Erde, auf der es nichts Unfruchtbares gibt, erfreut das Herz. In unserer Obliegenheit als des Bruders Hüter können wir einander helfen, die Gabe der Schönheit zu verstehen, die unser ist. Lassen Sie uns die Zeit nehmen, alles, was Gott für uns geschaffen hat, zu sehen, zu fühlen und zu genießen. Margaret L. White führt uns mit folgenden Worten diese Verantwortung vor Augen:

„Ich nahm ein kleines Kind bei der Hand, um es zum Vater zu führen. Mein Herz war voller Dankbarkeit für dieses Vorrecht. Wir gingen langsam dahin. Ich paßte meine Schritte den kurzen Schritten des Kindes an. Wir sprachen über die Dinge, die das Kind bemerkte. Manchmal pflückten wir die Blumen des Vaters, strichen über die weichen Blätter und liebten die leuchtenden Farben. Manchmal war es einer der Vögel des Vaters. Wir beobachteten, wie er ein Nest baute. Wir sahen die Eier, die er gelegt hatte. Wir standen bewundernd und freudig erregt vor der Sorgfalt, die er seinen Jungen zuwandte. Oft erzählten wir uns Geschichten über den Vater. Ich erzählte sie dem Kind, und das Kind erzählte sie mir wieder. Wir beide erzählten sie immer und immer wieder. Manchmal legten wir eine Ruhepause ein, lehnten uns gegen einen der Bäume des Vaters und ließen uns von Seiner kühlen Luft die Stirn kühlen, wobei wir nie ein Wort sprachen. Und dann, als die Dämmerung hereinbrach, trafen wir den Vater. Die Augen des Kindes strahlten. Es schaute voller Liebe, Vertrauen und Spannung zum Angesicht des Vaters auf. Es legte seine Hand in die Hand des Vaters. Ich war vorübergehend vergessen. Ich war zufrieden". (Lucy Gertsch, comp. *Minute Masterpieces*, S. 99).

Schönheit — eine Gabe des für alles sorgenden Vaters.

Wie steht's mit der Bruderschaft, dem dritten und vielleicht größten Bedürfnis des Menschen? Gewiß ist es in unserer heutigen Welt, wo Haß und Neid überhandzunehmen scheinen, das wichtigste, Gott den Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzen Gemüte zu lieben und den Nächsten wie sich selbst, wenn jemals Friede gefunden werden soll. (Siehe Matth. 22:37, 39).

Es scheint, als ob der Mensch keine Grenzen kennt, sich äußerliche Bequemlichkeiten schaffen zu können. Wir brüsten uns mit der Zunahme unseres Wissens, wenn neue Entdekkungen gemacht werden, welche die stoffliche Welt erschließen. Doch darin, das Problem zu lösen, wie wir mit unsern Brüdern leben können, scheinen wir im Vergleich dazu nur langsame Fortschritte zu machen.

Eine der vielen in der heiligen Schrift enthaltenen Geschichten über opfervolle Liebe ist das Buch Esther, die Geschichte über die schöne Jüdin, die Gunst vor dem König fand und Königin wurde. Haman, der über all die Prinzen gesetzt war, wurde zornig, als Mardochai, der Onkel Esthers, sich weigerte, sich vor ihm niederzubeugen, und ersonn einen Plan, um alle Juden zu vernichten. Als Mardochai von der Bekanntmachung zur Tötung gehört hatte, sandte er der Königin Esther eine Nachricht und forderte sie auf, „daß sie zum König hineingehe und zu ihm flehe und bei ihm Fürbitte tue für ihr Volk".

Esther erklärte, daß das Gesetz besage, „daß jeder, der ungerufen zum König hineingeht in den inneren Hof, Mann oder Weib, . . . sterben muß, es sei denn, der König strecke das goldene Zepter gegen ihn aus, damit er am Leben bleibe. Ich aber bin nun seit dreißig Tagen nicht gerufen worden, zum König hineinzukommen."

Mardochai antwortete: „Du aber und deines Vaters Haus, ihr werdet umkommen."

Da erkannte Esther ihre Pflicht gegenüber ihren Brüdern und antwortete: „So geh hin und versammle alle Juden, die in Susa sind, und fastet für mich, daß ihr nicht eßt und trinkt drei Tage lang, weder Tag noch Nacht. Auch ich und meine Dienerinnen wollen so fasten. Und dann will ich zum König hineingehen entgegen dem Gesetz. Komme ich um, so komme ich um" (Esther 4:8, 11, 14, 16).

Weil Esther den Entschluß faßte, diese Sache in die Hand Gottes zu legen, konnte sie diesen großen Dienst für ihre Brüder tun und sie retten.

Unsere Brüder sind ständig mit uns zusammen; aber wir müssen nicht nur sie beachten, sondern auch den Fremden in unserer Mitte. Mögen folgende Worte von Burton Hillis uns an diese Verpflichtung erinnern:

„Wenn es heute in deiner Nachbarschaft einen Fremden gibt, ist es besser, du siehst nach ihm. Er mag einen Freund brauchen. Wenn er morgen noch immer ein Fremder ist, ist es besser, du prüfst, was für ein Nachbar du bist."

Ein Beispiel für tätige Bruderschaft trug sich vor einiger Zeit im San Fernando Valley in Kalifornien zu. Die stärksten Stöße des Erdbebens waren um 6.00 Uhr morgens; aber Familienberater, FHV-Lehrerinnen und Priestertumskollegien begannen fast sofort ihren Teil zu tun, indem sie Hunderten halfen, die nicht in ihre Wohnungen konnten. Viele dieser Familien fanden Zuflucht in den Wohnungen von Mitgliedern der Kirche.

(Fortsetzung auf Seite 379)

Wahre Liebe zu Gott wird uns vom Übel und der Versuchung erlösen

Liebe zu Gott





ÄLT. BERNARD P. BROCKBANK
Assistent des Rates der Zwölf

Meine lieben Brüder und Schwestern!

Jesus Christus ist das Haupt der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage. Er hat uns aufgefordert, Seine Gebote zu lehren, und uns versprochen, bei uns zu sein bis an der Welt Ende. (Siehe Matth. 28:20.) So lautet das Gebot.

Als der Heiland auf dieser Erde lebte, lehrte Er uns, Gott zu lieben und Seine Gebote zu halten. Jesus hat gesagt: „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte" (Matth. 22:37). Dies ist das erste und größte Gebot. Es ist allerdings viel leichter, das Gebot zu kennen, als danach zu leben.

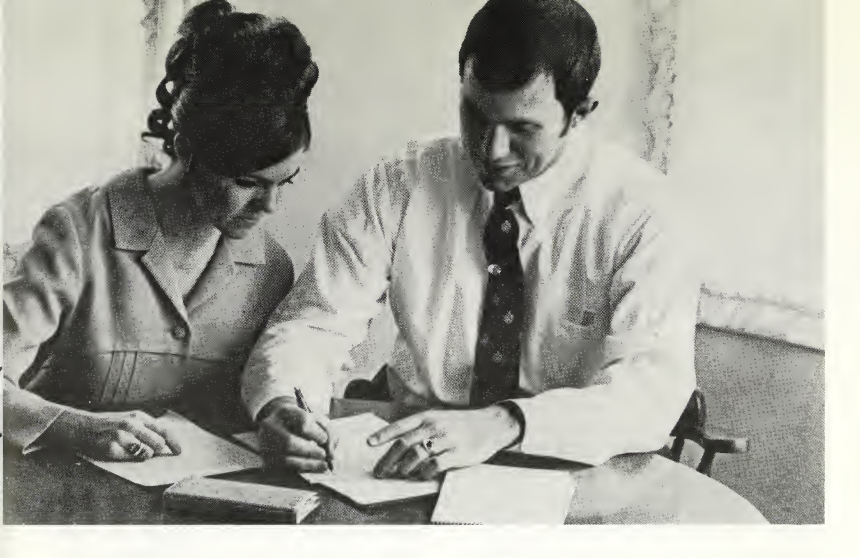
Warum hat wohl der Herr Seinen Kindern geboten, Ihn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte zu lieben? In uneingeschränkter, vollkommener Liebe zu Gott steckt große Weisheit und göttliche Sicherheit für jeden Sterblichen.

Gott schuf Himmel und Erde und alles pflanzliche und tierische Leben darauf. (Siehe 1. Mose 1:1.) Gott schuf das Universum in all seiner erhabenen Größe und mit all seinen Segnungen. Das größte aller Wunder ist Gottes Erschaffung des Menschen nach Seinem Ebenbild. (Siehe 1. Mose 1:26, 27.) Augen, die sehen, und Ohren, die hören können, und ein Verstand, der logisch denken kann, wurden im Körper unserer sterblichen Mutter geschaffen. Wir wissen, daß eine sterbliche Mutter nicht weiß, wie man Augen macht, die sehen, und Ohren, die hören können, und einen sterblichen Verstand, der logisch denken kann. Gott hat gesagt, Er habe den Menschen nach Seinem Bilde geschaffen. Unsere Erschaffung und irdische Geburt sind Beweis für machtvolles, göttliches Wirken. Alles, was wir haben und was für dieses und das zukünftige Leben gut ist, kommt von Gott. Wir sind Ihm zu großer Achtung, Hingabe, Treue und Liebe verpflichtet.

Die andere Möglichkeit ist die, den Satan oder etwas anderes in der Schöpfung Gottes zu verehren. Der Satan hat nichts von dem mitgeschaffen, was dem Menschen nützt. Wir sind ihm zu absolut nichts verpflichtet. Aber einige zahlen dem Satan Tribut, und zwar mit schlechter Laune, Gezänk, Unehrlichkeit, Ehebruch, Begierde, Rauschgiften, Mißachtung Gottes und Jesu Christi, Außerachtlassung des Sabbats, Nichtbezahlen des Zehnten, Haß usw.

Der Satan ist ein Feind des Menschen; er versucht, ihm die Freiheit zu nehmen, ihn dem Herrn gegenüber ungehorsam zu machen und die Entfaltung seines göttlichen Wesens und seiner Rechtschaffenheit zu verhindern. Der Satan ist der Urheber des Übels, der Sünde und der Boshaftigkeit, und wir sollen ihn weder in Gedanken noch in Taten lieben oder gar ihm dienen.

Jesus Christus hat gesagt: „Niemand kann zwei Herren dienen: entweder er wird den einen hassen und den andern lieben, oder er wird dem einen anhangen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon"



(Matth. 6:24). Und ich darf wohl sagen, wir können nicht Gott dienen und zugleich auch dem Satan. Einige versuchen es, aber noch niemand war dabei erfolgreich.

Liebe zu Gott erzeugt Liebe und Achtung Seinen Kindern gegenüber und ein Verlangen nach einem lebendigen Verhältnis zum Herrn. Viele aufrichtige Menschen haben ganz verschiedene Vorstellungen von einem höchsten Wesen oder einer höchsten Gewalt und beten sie an. Die Heiden, die Buddhisten, die Hindus, die Mohammedaner, die Sonnen- und Naturanbeter, alle beten sie auf ihre Weise. Weil nun die Menschen sich so viele Arten zu beten erdacht haben, hat Jesus Christus ein Gebot über die rechte Art des Betens gegeben. Hier folgt nun das Gebot — und viele wissen nicht einmal, daß es ein Gebot ist:

„Darum sollt ihr also beten: Unser Vater in dem Himmel! Dein Name werde geheiligt.

Dein Reich komme. Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.

Unser täglich Brot gib uns heute.

Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.

Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel. Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen" (Matth. 6:9-13).

Dieses Gebet enthält das Wesentliche eines aufrichtigen, hingebungsvollen christlichen Gebets. Wenn wir den Vater im Himmel lieben, werden wir beten und zu Ihm sprechen. Wir sollen den Wunsch haben, Seinen Willen zu tun und Sein Reich hier auf Erden so zu ordnen, wie es im Himmel ist. In diesem Gebet werden wir aufgefordert, darum zu bitten, Erbauer des Reiches zu werden und beim Aufbau des Reiches Gottes auf dieser Erde mithelfen zu können. Wenn wir Gott lieben und aufrichtig bitten, daß das Reich Gottes auf diese Erde komme, so wie es im Himmel ist, dann verpflichten wir uns, von unserer Zeit, unseren Fähigkeiten und unserem Geld zu geben.

Wenn wir sagen: „Vater, Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel", unterwerfen wir uns dem Willen unseres himmlischen Vaters, so wie ein kleines Kind sich dem Willen seiner irdischen Eltern fügt. Wenn man sich aufrichtig fügt und damit einverstanden ist, daß der Wille des Herrn geschehe, bezeugt man Achtung, Liebe und seine Übereinstimmung mit Gott.

Jesus Christus ist das Beispiel eines Menschen, der sich hingebungsvoll dem Aufbau des Reiches Gottes auf Erden verschrieben und sich dem Willen Seines Vaters gefügt hat. Er hat gesagt: „Denn ich bin vom Himmel gekommen, nicht damit ich meinen Willen tue, sondern den Willen des, der mich gesandt hat" (Joh. 6:38). Er hat auch gesagt: „Der Sohn kann nichts von sich selber tun, sondern nur, was Er sieht den Vater tun; und was dieser tut, das tut gleicherweise auch der Sohn" (Joh. 5:19).

Dieses Gebet ermahnt uns, den himmlischen Vater um Rat zu fragen, wenn wir uns den Versuchungen und den Anfechtungen dieses Lebens entgegenstemmen wollen. Wenn wir Gott lieben und Ihm vertrauen, sollen wir Ihn bitten, uns vom Übel zu erlösen. Es bringt Frieden und Trost ins Herz, wenn man aufrichtig darum bittet, vom Übel erlöst zu werden. Wir sollen unsere Kinder lehren, im Familiengebet den Herrn zu bitten, sie vom Übel zu erlösen. Wann haben Sie diese Bitte ausgesprochen und das Gebot des Herrn befolgt und Ihre Kinder belehrt und die, die Sie belehren dürfen?

Wenn wir vom Übel erlöst werden wollen, verlangt der Herr von uns nur, Ihn aufrichtig zu bitten.

Das Gebet schließt mit diesen zum Himmel gerichteten Worten: „Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit." Sie erinnern uns an unser gemeinsames Ziel: das Reich Gottes.

Ich möchte das Gesetz des Herrn vorbringen, das die finanzielle Seite des Aufbaus des Reiches Gottes auf dieser Erde regelt, das Gesetz des Zehnten, wie es in der Heiligen Schrift aufgezeichnet ist.

Der Herr hat gesagt: „Ich, der Herr, wandle mich nicht; aber ihr habt nicht aufgehört, Jakobs Söhne zu sein:

Ihr seid von eurer Väter Zeit an immerdar abgewichen von meinen Geboten und habt sie nicht gehalten. So bekehrt euch nun zu mir, so will ich mich auch zu euch kehren, spricht der Herr Zebaoth. Ihr aber sprecht: Worin sollen wir uns bekehren?"

Und der Herr antwortete: „Ist's recht, daß ein Mensch Gott betrügt, wie ihr mich betrügt!"

Es können mich jetzt einige hören, die genau das tun.

„Ihr aber sprecht: Womit betrügen wir dich? Mit dem Zehnten und der Opfergabe!

Darum seid ihr auch verflucht; denn ihr betrügt mich allesamt."

Und der Herr fordert: „Bringt aber die Zehnten in voller Höhe in mein Vorratshaus, auf daß in meinem Hause Speise sei, und prüft mich hiermit, spricht der Herr Zebaoth, ob ich euch dann nicht des Himmels Fenster auftun werde und Segen herabschütten die Fülle.

Und ich will um euretwillen den 'Fresser' bedrohen, daß er euch die Frucht auf dem Acker nicht verderben soll und der Weinstock auf dem Felde euch nicht unfruchtbar sei, spricht der Herr Zebaoth" (Maleachi 3:6-11).

Betrügt ein Mensch Gott, wenn er nicht seinen Zehnten und seine Opfergaben gibt?

Denke daran, das größte Gebot besteht darin, Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte zu lieben. Wenn wir dieses Gebot halten, werden wir Gott nicht betrügen.

Ich erinnere mich an ein persönliches Erlebnis. Vor ein paar Jahren, als unsere Kinder noch klein waren, hatten wir Schwierigkeiten, unseren finanziellen Verpflichtungen nachzukommen. Wir hatten Schulden und bezahlten nicht ehrlich unseren vollen Zehnten und die Opfergaben. Wir gingen zur Kirche, und ich dachte, wir liebten den Herrn; aber eines Tages sagte meine Frau zu mir: „Liebst du Gott?", und ich antwortete: „Ja."

Darauf sagte sie: „Liebst du Gott so sehr wie den Gemüsehändler?"

Ich antwortete: „Ich liebe Ihn hoffentlich mehr als den Gemüsehändler."

Sie erwiderte: „Aber dem Gemüsehändler hast du doch alles gezahlt. Liebst du Gott so sehr wie unseren Vermieter? Du hast ihm doch auch alles gezahlt, was du schuldig bist, nicht wahr?" Dann fuhr sie fort: „Das größte Gebot besteht darin, Gott zu lieben, und du weißt ja, wir haben unseren Zehnten nicht voll gezahlt."

Wir taten Buße und bezahlten unseren Zehnten und unsere Opfergaben, und der Herr tat des Himmels Fenster auf und schüttete Segen herab auf uns. Wir sind sehr froh darüber, dem Herrn den Zehnten und Opfergaben bezahlen zu können.

Ich möchte noch folgendes erwähnen. Als wir dem Herrn gegenüber nicht ehrlich waren, waren wir unzufrieden und hatten Schwierigkeiten und Probleme.

Wir können uns vervollkommnen, wenn wir nach den Geboten des Herrn leben. Und wie schon oft in dieser Konferenz zitiert worden ist, hat der Herr gesagt: „Liebet ihr mich, so werdet ihr meine Gebote halten" (Joh. 14:15).

1831 sagte der Herr dem Propheten Joseph Smith: „Die Stunde ist noch nicht da, sie ist aber nahe — wann der Friede von der Erde weggenommen werden und Satan Macht über sein Reich haben wird" (LuB 1:35).

Wir leben in greulichen Zeiten, und viele lieben die Lüste mehr als Gott. (Siehe 2. Tim. 3:1, 4). Der Satan hat Macht über sein Reich. Aber auch in diesen greulichen Zeiten gibt es noch Hoffnung. Der Herr steht immer noch an der Spitze Seiner Kirche. Es ist eine besondere Segnung, in den Letzten Tagen zu leben und ein Heiliger der Letzten Tage zu sein. Die Kinder des himmlischen Vaters können Frieden, Sicher-

(Fortsetzung auf Seite 379)

Ein Mann oder eine Frau kann nicht den christlichen Grundsatz der Keuschheit verletzen und doch eine Fülle der Freude erwarten.

Du sollst nicht ehebrechen

MILTON R. HUNTER vom Ersten Rat der Siebzig

Wir hören noch die Stimme Jehovas, die donnernd vom Berge Sinai erschallt und gebietet: „Du sollst nicht ehebrechen" (2. Mose 20:14). Über 3 000 Jahre lang hatte dieses Gebot in der ganzen hebräischen und christlichen Welt Gültigkeit. Es war die Richtschnur, nach der Millionen von Menschen ihr Leben ausrichteten.

Viele Menschen auf der ganzen Welt haben nun den seit alter Zeit gehegten jüdisch-christlichen Moralgrundsatz der Keuschheit aufgegeben. Häufig begehen verheiratete Menschen Ehebruch, und Alleinstehende vergessen sich und frönen der Hurerei. Das Ergebnis sind Unglück, Verlust der Liebe, das Auseinanderbrechen von Familien, ein gestörtes Familienleben, das Anwachsen der Scheidungsziffern, Schimpf und Schande, ein Verlust an Geistigkeit, Abfall vom Glauben und schließlich der Verlust der ewigen Seligkeit.

Wir wollen uns nur ein paar der zahlreichen Fälle anhören, die mir persönlich in der letzten Zeit zu Ohren gekommen sind. Vor ein paar Monaten kam eine Mutter von fünf Kindern in mein Büro. Sie weinte bitterlich, als sie mir sagte, daß ihr Mann den größten Teil seiner freien Zeit im letzten Jahr mit der Frau eines anderen Mannes verbracht habe. Sie erklärte, daß sie ihm mehrmals in ihrem Wagen zur Wohnung der anderen Frau gefolgt sei. Der sündige Ehemann fühlte sich natürlich unglücklich, seine Frau war sehr niedergeschlagen, und die Kinder waren verzweifelt. „Sünde war niemals Glückseligkeit" (Alma 41:10).

Vor ungefähr einem Jahr kam ein junger Mann in mein Büro und weinte, als bräche ihm das Herz. Er sagte: „Ich habe vor zwei Jahren Ehebruch begangen. Diese Sünde quält mich innerlich derart, daß ich es nicht länger ertragen kann. Wenn ich exkommuniziert werden muß, dann sorgen Sie bitte dafür, daß die Kirche schnell handelt. Ich leide unendlich. Ich möchte alles mir Mögliche tun, um diese schreckliche Sünde zu sühnen."

Ich könnte noch viele solche Fälle aufzählen; aber diese beiden Beispiele sollen genügen, um die Schwere der Sünde des Ehebruchs zu veranschaulichen.

Wir leben heute in einer Gesellschaft, die sehr viel duldet und zuläßt. Viele Menschen haben die alte christliche Moral aufgegeben und behaupten, nach einer neuen Moral zu leben, was in Wirklichkeit aber bedeutet, sie lehnen die Gesetze der Keuschheit, wie Gott sie erlassen hat, ab. Wir leben in einer Zeit, in der man eine sexuelle Revolution verkündigt. Überall findet man Aufforderungen zu ungesetzmäßigem Verhalten. In Romanen, Zeitschriften, Filmen, im Fernsehen und in der Werbung nimmt die Versuchung flutartig von Tag zu Tag zu, und es wird immer schlimmer.

Viele Führer von Religionsgemeinschaften haben aufgehört zu lehren, daß Sünde überhaupt existiere. Wo sind die Geistlichen, die ihre Zuhörer mit Predigten über die Keuschheit aufrütteln, die Ehebruch und alle Arten unmoralischen Handelns anprangern? Einige Geistliche und Religionslehrer sind zur modernen, alles duldenden Denkungsart bekehrt worden und sogar zu deren Befürwortern geworden.

Am 17. Mai 1970 berichteten gewisse Zeitungen, daß einige prominente Geistliche ihre dreijährigen Studien zu einem vorgesehenen neuen Sexualgesetz für eine bedeutende christliche Kirche abgeschlossen hätten. Obwohl diese Kirche angeblich gegen den Ehebruch ist, er-



scheinen solch freizügige Feststellungen zum Moralverhalten in dem Bericht des Komitees:

„Wir anerkennen, daß es ausnahmsweise vorkommen mag, daß außerehelicher Verkehr durchaus dem Treueverhältnis der Ehepartner zugute kommt.

... die schwierige Entscheidung muß ‚von demjenigen getroffen und verantwortet werden, der sich die Ausnahme erlaubt'. Ein entscheidender Grundsatz dabei ist, daß nicht die Bibel oder die Kirche oder gar Gott letztlich Richter ist, sondern das Individuum und sein Gewissen" (Will Oursler; „Religious Storm Center: New Sex Code", Parade, 17. Mai 1970, Seite 28).

Die neue Kompromißbereitschaft oder neue Moral, wie sie oft genannt wird, ist nichts anderes als alte Unmoral in neuem Gewande. Zu alten Zeiten beteten die Menschen Fruchtbarkeitsgötter und -göttinnen an. Im Mittelpunkt vieler ihrer Zeremonien standen grobe unzüchtige Handlungen, die stets von Israels Propheten gebrandmarkt wurden.

In den Tagen Noahs war praktisch das ganze Menschengeschlecht moralisch heruntergekommen. Die Folge war, daß Gott die Welt mit einer Flut vernichtete.

Die Bibel enthält ausgezeichnete Beispiele für Menschen, die eigentlich bedeutende Persönlichkeiten hätten werden können; aber als sie das Gesetz der Keuschheit übertraten, war es mit ihnen vorbei. Samson zum Beispiel, ein Mann von außergewöhnlicher körperlicher Stärke mit einem unbeherrschten Verlangen nach Frauen, wurde von Delila verraten und beging schließlich Selbstmord, als er bei den Philistern in Knechtschaft war. Gott segnete Salomo mit großer Weisheit; und doch führte er später ein ausschweifendes Leben mit zahllosen Konkubinen.

David, den der Herr liebte und der von vielen für der größte König Israels gehalten wird, war in seinem späteren Leben ein gebrochener Mann, weil er gegen Uria gesündigt und mit Bathseba Ehebruch begangen hatte. Seine tief empfundenen Gefühle fanden in einem der mitleiderregendsten Gebete in der heiligen Schrift ihren Ausdruck:

„Gott, sei mir gnädig nach Deiner Güte, und tilge meine Sünden nach Deiner großen Barmherzigkeit.

Wasche mich rein von meiner Missetat, und reinige mich von meiner Sünde;

denn ich erkenne meine Missetat, und meine Sünde ist immer vor mir" (Psalm 51:3-5).

König David verstand den Plan der Erlösung und war sich des Ernstes und der Schwere der Sünde des Ehebruchs und des Mords, deren er sich schuldig gemacht hatte, voll und ganz bewußt. Deshalb rief er voller Verzweiflung den Herrn an: „Du wirst mich nicht dem Tode überlassen" (Psalm 16:10).

Mehr als 2 000 Jahre nach dem Tode König Davids und vor nur 127 Jahren sprach Jesus Christus vom Himmel herab und teilte uns mit, daß David „von seiner Erhöhung gefallen" sei, weil er im Falle des Uria und seines Weibes wider Ihn gesündigt habe, und seine Frauen seien einem anderen gegeben worden (LuB 132:39).

Das vielleicht berühmteste biblische Beispiel eines standhaften und edlen Mannes, der versucht wurde, aber doch keusch blieb, war Joseph, der junge stattliche Diener Potiphars, eines ägyptischen Edelherrn. Er widerstand den schändlichen Verführungskünsten der Frau des Potiphar und weigerte sich, mit ihr Ehebruch zu begehen. Josephs Antwort auf ihr Ansinnen war: „Wie sollte ich denn nun ein solch großes Übel tun und gegen Gott sündigen?" (1. Mose 39:9). Und dann floh er aus ihrer Gegenwart.

Er ging lieber ins Gefängnis, wo er mehrere Jahre in einem Verließ zubrachte, als daß er seine Ideale aufgegeben hätte.

Gott, der ewige Vater, hat durch Jesus Christus den Menschen den Evangeliumsplan der Erlösung offenbart. Er beabsichtigte damit, allen, die ihn annehmen und befolgen wollen, Frieden und Glück auf dieser Welt und schließlich ewiges Leben in der Gegenwart Gottes in celestialer Herrlichkeit zu geben. Das größte aller Gesetze in diesem Evangeliumsplan betrifft die Ehe für Zeit und Ewigkeit und damit den ewigen Bestand der Familie. Die schönsten Freuden und größten Segnungen, die man im irdischen und zukünftigen Leben erlangen kann, bekommt man durch ein Familienleben, das mit dem Evangeliumsplan im Einklang ist.

Das Grundgesetz der Ehe jedoch ist das Gesetz der Keuschheit. Ein Mann oder eine Frau kann nicht die Quelle des Lebens verschmutzen und doch eine Fülle der Freude erwarten. Glück und Reinheit des Herzens und der Gedanken gehen Hand in Hand.

Worin besteht nun zum Beispiel die Belohnung für Keuschheit und worin die schrecklichen Folgen des Ehebruchs?

Das Buch Mormon drückt sich darüber sehr deutlich aus, wie schwerwiegend sexuelle Unmoral ist. Almas Sohn Corianton sündigte mit der Hure Isabel. Als guter Vater und großer Prophet Gottes erklärte Alma seinem Sohn:

„Weißt du nicht, mein Sohn, daß diese Dinge ein Greuel in den Augen des Herrn sind, ja schrecklicher als alle andern Sünden, es sei denn das Vergießen unschuldigen Blutes oder das Verleugnen des Heiligen Geistes?

Ich wünsche, mein Sohn, daß du Buße tätest, von deinen Sünden abließest . . . , denn wenn du das nicht tust, dann kannst du auf keine Weise das Reich Gottes ererben" (Al. 39:5, 9).

Zu allen Zeiten haben die Propheten Gottes verkündigt, daß nichts Unreines das Reich Gottes ererben könne. (Siehe Moses 6:57, Gal. 5:19-21, 1. Kor. 6:9, 10.)

Jesus Christus hat während Seines Erdenlebens das Gesetz der Keuschheit nachdrücklich gelehrt. Er hat gesagt: „Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst nicht ehebrechen.

Ich aber sage euch: Wer eine Frau ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen" (Matth. 5:27, 28).

Jesus hat auch erklärt: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen" (Matth. 5:8).

Es sind fast 2 000 Jahre vergangen, seit Alma und Jesus ihre Lehren über die Keuschheit verkündet haben. Hat Gott die Gesetze über die Keuschheit aufgehoben? Ist es nicht auch heute eine Sünde, Ehebruch zu begehen?

Jesus Christus hat in unseren Tagen vom Himmel herab gesprochen und Sein Evangelium und Seine Kirche wiederhergestellt. Er hat das alte Gebot, das da heißt, „Du sollst nicht ehebrechen", in mehreren verschiedenen Offenbarungen erneut bestätigt.

Jesus Christus hat zum Beispiel den Menschen in Seiner Kirche durch den Propheten Joseph Smith folgendes Gebot gegeben:

„Du sollst dein Weib von ganzem Herzen lieben und ihr anhangen und sonst niemandem.

Denn wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, wird den Glauben verleugnen und den Geist nicht mehr mit sich haben; und wenn er nicht Buße tut, soll er ausgeschlossen werden" (LuB 42:22, 23).

Joseph Smith und Sidney Rigdon haben das Schicksal von Ehebrechern nach deren Tod, in der zukünftigen Welt also, in der telestialen Herrlichkeit gesehen. Der Herr hat den beiden gesagt:

„Es sind die Lügner und Zauberer, die Ehebrecher und Hurer . . . ,

diejenigen, die zur Hölle hinuntergeworfen werden, und den Zorn des allmächtigen Gottes erdulden werden" (LuB 76:103, 106).

Der Herr hat den Priestertumsträgern in unserer Evangeliumszeit folgendes geboten:

„Laß Tugend unablässig deine Gedanken schmücken. Dann wird dein Vertrauen in der Gegenwart Gottes stark werden, und die Lehre des Priestertums wird auf deine Seele fallen wie der Tau des Himmels.

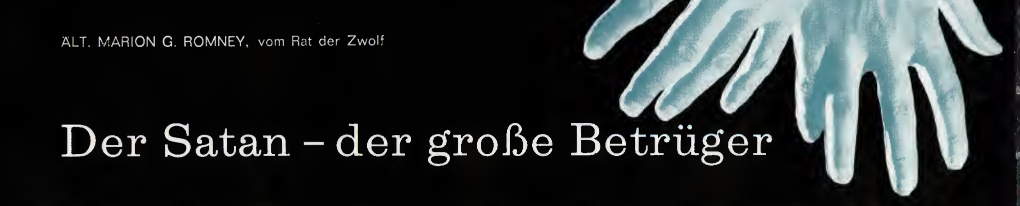
Der Heilige Geist wird dein ständiger Begleiter sein, und dein Zepter ein unwandelbares Zepter von Gerechtigkeit und Wahrheit" (LuB 121:45, 46).

Wir wollen reine Gedanken denken und vor allen unreinen Handlungen zurückschrecken und damit nach einem jeglichen Wort leben, das durch den Mund Gottes geht. (Siehe Matth. 4:4.) Dann werden wir in diesem Leben Freude haben und uns darauf vorbereiten, in die Gegenwart des Herrn zurückzukehren, um mit Herrlichkeit und ewigem Leben belohnt zu werden.
Im Namen Jesu Christi. Amen. ○

Der Satan ist ein tatsächlich existierendes, mächtiges Wesen mit einem Geistkörper.

ÄLT. MARION G. ROMNEY, vom Rat der Zwölf

Der Satan – der große Betrüger



Meine lieben Brüder, Schwestern und Freunde, mir liegt ernstlich daran, daß Sie mir gläubige und gebeterfüllte Aufmerksamkeit entgegenbringen. Ich brauche heute besonders den Geist des Herrn; denn ich habe mich entschlossen, über Seinen Feind zu sprechen: „Der Satan — der große Betrüger."

Vielleicht kennen Sie die Geschichte, wo einmal eine Tochter zu ihrer Mutter gesagt hat: „Ich kann John nicht heiraten, weil er nicht an den Teufel glaubt." Und die Mutter antwortete darauf: „Heirate ihn ruhig. Du und ich werden seine Meinung in dieser Sache ändern."

Aus der verderblichen Unwahrheit, daß Gott tot sei, folgt logischerweise die genauso verderbliche Lehre, daß es keinen Teufel gäbe. Der Satan selbst ist der Vater von beiden dieser Lügen. Dieses zu glauben bedeutet, sich ihm auszuliefern, und eine solche Auslieferung hat die Menschen immer ins Verderben geführt, sie führt auch jetzt dazu und wird auch weiterhin dazu führen.

Die Heiligen der Letzten Tage wissen, daß es einen Gott gibt. Genauso sicher wissen sie, daß es den Satan gibt, daß er ein mächtiges Wesen mit einem Geistkörper ist, der Erzfeind Gottes, der Menschen und der Rechtschaffenheit.

Die Wirklichkeit der Existenz Gottes und des Teufels wird durch die heilige Schrift und durch menschliche Erfahrungen überzeugend bestätigt.

Dem Bericht Abrahams über den großen vorirdischen Rat im Himmel entnehmen wir, daß sowohl Gott als auch der Satan an diesem Rat teilgenommen haben (Lesen Sie Abr. 3:22-28.)

Wunderbar und wichtig sind die Kenntnisse, die uns durch diesen Bericht offenbart werden — Kenntnisse über Dinge, die sich in ferner Vergangenheit zugetragen haben, über den himmlischen Vater und Seine Geistkinder und über Seine Pläne für die Erschaffung dieser Erde. Dieser Bericht bezieht sich auf den Evangeliumsplan und identifiziert Christus und den Satan.

In Gottes Worten an Mose sind die Abraham offenbarten Wahrheiten näher erläutert: „Jener Satan, dem du im Namen meines Eingebornen gebotest, ist derselbe, der von Anbeginn war; und er trat vor mich hin und sagte: Siehe, hier bin ich, sende mich, ich will dein Sohn sein, und ich will die ganze Menschheit erlösen, daß nicht eine Seele verlorengehe, und ich werde es gewißlich tun; deshalb gib mir deine Ehre" (Moses 4:1).

Alttestamentliche Propheten wußten vom Satan und seiner Rolle in dem großen Rat. Folgende Worte Jesajas lauten so, als ob sie direkt an ihn gerichtet wären:

„Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern! Wie wurdest du zu Boden geschlagen, der du alle Völker niederschlugst!

Du aber gedachtest in deinem Herzen: Ich will in den Himmel steigen und meinen Thron über die Sterne Gottes erhöhen . . .

Ich will . . . gleich sein dem Allerhöchsten.

Ja, hinunter zu den Toten fuhrest du, zur tiefsten Grube!" (Jes. 14:12-15).

In der letzten Evangeliumszeit bestätigte der Herr, was Er in früheren Evangeliumszeiten über die Rolle des Satans im großen Rat offenbart hatte. Im September 1830 sagte Er zum Propheten Joseph Smith:

„Der Teufel war vor Adam, denn er empörte sich gegen mich und sagte: Gib mir deine Ehre, die meine Macht ist. Auch machte er den dritten Teil der himmlischen Heerscharen von mir abwendig, wegen ihres freien Willens" (LuB 29:36).

Im Februar 1832 hatten Joseph Smith und Sidney Rigdon eine Vision und bezeugten, daß sie u. a. folgendes sahen:

„Ein mit Vollmacht ausgerüsteter Engel des Herrn in der Gegenwart Gottes empörte sich gegen den eingebornen Sohn Gottes ..., und jener wurde von der Gegenwart Gottes und des Sohnes hinabgeworfen

und wurde Verderben genannt, denn die Himmel weinten über ihn — es war Luzifer, ein Sohn des Morgens" (LuB 76:25, 26).

Joseph Smith faßte den großen vorirdischen Streit mit folgenden Worten kurz zusammen:

„Der Kampf im Himmel ging um folgendes: Jesus sagt, es werde gewisse Seelen geben, die nicht erlöst werden könnten, wogegen der Teufel versicherte, alle erlösen zu können, und in diesem Sinne legte er dem erhabenen Rat seine Pläne vor. Der Rat aber entschied zugunsten Christi. Deshalb erhob sich der Teufel und empörte sich gegen Gott, und wurde hinabgeworfen mit allen, die sich mit ihm empörten" („Lehren des Propheten Joseph Smith", S. 301).

Als der Satan und seine Nachfolger „hinabgeworfen" wurden, kamen sie auf die Erde.

In der Mose gegebenen Vision sagte der Herr:

„Weil Satan sich nun gegen mich empörte und die freie Wahl zu zerstören trachtete, die ich, Gott der Herr, dem Menschen gegeben hatte, und weil ich ihm auch meine eigne Macht geben sollte, ließ ich ihn durch die Kraft meines Eingebornen hinabwerfen.

Und er wurde Satan, ja selbst der Teufel, der Vater aller Lügen, die Menschen zu betrügen und zu verblenden und sie nach seinem Willen gefangenzuführen; selbst alle, die nicht auf meine Stimme hören würden" (Moses 4:3,4).

Der Satan war vor dem Sündenfall Adams und Evas bei ihnen im Garten Eden. Und nicht nur das; er versuchte sie und ihre Kinder weiter, nachdem sie aus dem Garten getrieben worden waren. Als Adam und Eva das Evangelium empfingen, freuten sie sich darüber und „priesen den Namen Gottes und teilten alle Dinge ihren Söhnen und Töchtern mit.

Und Satan kam unter sie und sagte: Ich bin auch ein Sohn Gottes; und er gebot ihnen und sagte: Glaubt es nicht; und sie glaubten es nicht, und sie liebten Satan mehr als Gott. Und von jener Zeit an begannen die Menschen fleischlich, sinnlich und teuflisch zu werden" (Moses 5:12, 13).

Von jener Zeit an bis jetzt ist der Satan auf Erden gewesen. Wir lesen im Buch Hiob:

„Es begab sich aber eines Tages, da die Gottessöhne kamen und vor den Herrn traten, kam auch der Satan unter ihnen.

Der Herr aber sprach zu dem Satan: Wo kommst du her? Der Satan antwortete dem Herrn und sprach: Ich habe die Erde hin und her durchzogen" (Hiob 1:6, 7).

Unter dem 11. August 1831 ist in dem Tagebuch des Propheten folgendes verzeichnet:

„Als wir uns bei McIlwaine's Bend am Ufer des Flusses gelagert hatten, sah Bruder Phelps in offener Vision bei Tageslicht den Zerstörer in seiner greulichsten Macht über die Oberfläche des Wassers dahinfahren; andere hörten das Geräusch, sahen aber nichts" (*Documentary History of the Church,* Bd. I, S. 203).

Der Satan ist böse — völlig und allezeit böse. Er versucht immer, den Evangeliumsplan zu zerschlagen und „die Seelen der Menschen zu vernichten" (LuB 10:27).

„Er überredet keinen Menschen, Gutes zu tun, ja, nicht einen, auch nicht seine Engel, auch nicht die, welche sich ihm unterwerfen" (Moroni 7:17).

Beim Abendmahl, gerade vor Seinem Leiden in Gethsemane, warnte Jesus Petrus: „Simon, Simon, siehe, der Satan hat euer begehrt, daß er euch möchte sichten wie den Weizen" (Luk. 22:31).

Der Satan hat sich unwiderruflich darauf festgelegt, dem Einfluß des Geistes Christi auf die Menschen entgegenzuwirken und ihn zu zerstören. Er ist der Vertreter, Förderer und Befürworter jenes Gegensatzes in allen Dingen, den Lehi in seinen Belehrungen an seinen Sohn Jakob angeführt hat. (Siehe 2. Ne. 2:11, 14-18.)

Die Methoden des Satans sind mannigfaltig, verschlagen und zahllos.

„Durch jedes mögliche Mittel versucht er, den Geist der Menschen zu verdunkeln, und bietet ihnen dann unter der Maske der Wahrheit Unwahrheit und Täuschung an. Der Satan ist ein kluger Nachahmer; und wenn Evangeliumswahrheiten in immer größerer Fülle der Welt gegeben werden, so ist die Kehrseite davon die Verbreitung seiner falschen Lehren ... Als ‚Vater der Lügen' ist er durch die Erfahrungen in den vielen Jahren seines schändlichen Wirkens so geschickt darin geworden, daß ‚wenn es möglich wäre, auch die Auserwählten verführt würden'" (Matth. 24:24) (Joseph F. Smith in Daniel H. Ludlow, *Latter-day Prophets Speak*, S. 20, 21).

Zu Beginn jeder Evangeliumszeit hat er einen Frontalangriff gegen das Kommen der Wahrheit durchgeführt. Wie schon angeführt, hat er in der ersten Evangeliumszeit die Söhne und Töchter Adams und Evas betrogen.

Zu Beginn der Evangeliumszeit Mose „kam Satan, versuchte ihn und sagte: Mose, du Menschensohn, bete mich an" (Mose 1:12).

In den Tagen Jesu richtete Satan seine Angriffe gegen den Herrn selbst. (Siehe Luk. 4:1-13.)

Daß der Satan bei der Eröffnung dieser letzten Evangeliumszeit anwesend war und sie bekämpfte, erfahren wir aus folgenden Worten des Propheten:

„Kaum hatte ich dies getan, als ich mich plötzlich von einer Macht ergriffen fühlte, die mich gänzlich übermannte und eine solche Gewalt über mich hatte, daß sie meine Zunge band, so daß ich nicht sprechen konnte. Dichte Finsternis umschloß mich, und eine Zeitlang schien es, als falle ich einer plötzlichen Vernichtung anheim" (Joseph Smith 2:15).

Der Angriff des Satans auf das Hervorkommen des Buchs Mormon ist im zehnten Abschnitt des Buchs ‚Lehre und Bündnisse' ausführlich beschrieben.

Ein weiterer Beweis für die Anstrengungen des Teufels, die Ausbreitung des Evangeliums zu vereiteln, ist der Bericht Heber C. Kimballs über den Angriff des Satans auf die Brüder, die 1837 das Evangelium nach England brachten. (Siehe Orson F. Whitney, *Life of Heber C. Kimball*, S. 143-145.)

Der Verfall unserer immer verderbter werdenden Gesellschaft ist in großem Maße darauf zurückzuführen, daß man der Erklärung Satans Glauben schenkt: „Ich bin kein Teufel, denn es gibt keinen Teufel" (2. Ne. 28:22).

Wir Heiligen der Letzten Tage brauchen und dürfen uns nicht durch die Spitzfindigkeiten der Menschen hinsichtlich der Wirklichkeit des Satans täuschen lassen. Es gibt einen persönlichen Teufel, und wir tun gut daran, es zu glauben. Er und eine unzählige Schar von Nachfolgern üben — bemerkt oder unbemerkt — einen beherrschenden Einfluß auf die Menschen und ihre Angelegenheiten in der heutigen Welt aus.

Ein Prophet aus dem alten Amerika, der unsere Zeit und was darin vorgeht, voraussah, prophezeite, daß der Satan, wenn man ihn nicht hindert, diese Generation zum Untergang führen werde. Nephi hat von unseren Tagen gesprochen, als er gesagt hat:

„Das Reich des Teufels muß erzittern, und die dazu gehören, müssen zur Buße erweckt werden, oder der Teufel wird sie mit seinen ewigen Ketten binden und sie zum Zorn reizen, daß sie umkommen.

Denn sehet, an jenem Tage wird er in dem Herzen der Menschenkinder wüten und sie zum Zorn gegen das Gute aufreizen.

Und andere wird er beruhigen und in fleischlicher Sicherheit wiegen, so daß sie sagen werden: Alles ist wohl in Zion; ja, Zion gedeiht, alles ist wohl — und so betrügt der Teufel ihre Seele und führt sie sorgfältig hinunter zur Hölle.

Und andre schmeichelt er hinweg und sagt ihnen, es gebe keine Hölle; und er sagt ihnen: Ich bin kein Teufel, denn es gibt keinen Teufel — und so flüstert er in ihre Ohren, bis er sie mit seinen schrecklichen Ketten umwindet, aus denen es kein Loskommen gibt" (2. Ne. 28:19-22).

Ich lenke nicht die Aufmerksamkeit auf diese Dinge, um jemanden zu erschrecken, in Panik zu versetzen oder zu entmutigen. Ich weise darauf hin, weil ich weiß, daß sie wahr sind, und überzeugt bin, daß wir die wirkliche Lage erkennen und verstehen müssen, wenn wir den „Satan überwinden und den Händen seiner Diener entrinnen" wollen, „die sein Werk aufrechterhalten" (LuB 10:5). Dies ist nicht die Zeit, in der Heilige der Letzten Tage Ausflüchte machen sollten.

Auch ist es nicht eine Zeit für uns, in Panik zu geraten. Die Schwierigkeiten unserer Tage sind nicht unerwartet gekommen. Vor 140 Jahren offenbarte der Herr deutlich den Verlauf unserer Zeit. Wir wissen, daß, so wie das Zweite Kommen des Heilands herannaht, sich das Tempo des Satans beschleunigt und weiter beschleunigen wird, mit dem er seinen Feldzug um die Seele der Menschen führt. Wir wissen, daß die Ereignisse der kommenden Jahre die Menschen prüfen werden.

Wir wissen auch, daß es Gott gibt und daß Seine ewigen Absichten erfolgreich sein werden. (Siehe Mormon 8:22.) Wir wissen, daß das Evangelium Jesu Christi uns gegeben worden ist, um uns fähig zu machen, uns gegen den Satan und seine Heerscharen zu behaupten. Wir wissen, daß der Geist Christi und die Macht Seines Priestertums ausreichende Schutzschilder gegen die Macht des Satans sind. Wir wissen, daß für jeden von uns die Gabe des Heiligen Geistes erreichbar ist — die Macht der Offenbarung, welche die Gabe der Unterscheidung umfaßt, wodurch wir untrüglich den Teufel und seine Fälschungen enthüllen können, die er so erfolgreich dieser leichtgläubigen Generation aufbürdet. Unser Weg liegt klar und sicher vor uns, was bedeutet, daß wir strikt die Gebote Gottes befolgen sollen, wie sie in der heiligen Schrift verzeichnet sind und uns durch lebende Propheten gegeben werden.

Zum Schluß lege ich Zeugnis ab von der Wahrheit der Dinge, auf die ich durch meine Worte Ihre Aufmerksamkeit gelenkt habe.

Ich weiß, daß es Gott gibt. Ich habe durch eigene Erfahrungen Seinen Geist und Seine Macht kennengelernt. Ich weiß auch, daß es den Satan gibt. Ich habe seinen Geist wahrgenommen und seine Macht gespürt, nicht in dem Grade wie der Prophet Joseph; aber ich habe es ähnlich erlebt.

Ich weiß, daß beim Zweiten Kommen Christi — die Zeichen dafür nehmen zu — der Satan gebunden werden wird, so daß er keine Stätte im Herzen der Menschenkinder mehr haben wird. (Siehe LuB 45:55.)

Weiter lege ich Zeugnis ab, daß folgende Prophezeiung des Heilands über Sein Zweites Kommen wahr ist:

„Denn wer weise ist und die Wahrheit angenommen und den Heiligen Geist als Führer erhalten hat und sich nicht hat betrügen lassen, wird .... jenen Tag überstehen.

Solchen wird die Erde zum Erbe übergeben werden ...

Denn der Herr wird in ihrer Mitte sein, und Seine Herrlichkeit wird auf ihnen ruhen, und Er wird ihr König und Gesetzgeber sein" (LuB 45:57-59).

Daß wir den Heiligen Geist als Führer wählen mögen, den Satan, seine Vertreter und ihr Wirken erkennen und uns nicht täuschen lassen mögen und daß wir schließlich Teilhaber der verheißenen Segnungen sein mögen, erbitte ich demütig im Namen unsres Herrn Jesus Christus. Amen. ○

DER kleine STERN

KINDERBEILAGE FÜR DEZEMBER 1971

Der Brief

Strahlende Augenblicke

Eine wahre Geschichte, nacherzählt von LUCILE C. READING

Es war bald Weihnachten; aber in Marians Familie herrschte keine Vorfreude. Sie erinnerte sich an andere Weihnachtszeiten, wo es Freude gegeben hatte. Das war zu der Zeit, als Papa, wenn er von seiner Arbeit bei der Post in der Abteilung für unzustellbare Briefe nach Hause kam, sie, ihren kleinen Bruder und Mutti mit einem fröhlichen Lächeln begrüßte. Was gab es da für Scherze, Spaß und angenehme Plaudereien und meistens eine Geschichte vor dem Schlafengehen.

Das war so gewesen, bis ihr kleiner Bruder plötzlich krank wurde und dann schnell starb, ehe ihm irgend jemand helfen konnte. Marian schien es so, als ob Papa irgendwie auch gestorben wäre, denn er lächelte nie mehr, erzählte keine Geschichten und begrüßte sie auch nicht mehr mit einer Umarmung und einem Kuß. Es schien ihm tatsächlich sogar gleichgültig zu sein, ob sie und Mutti in der Nähe waren.

Marian konnte mit ihrer Mutter nicht über das Problem sprechen, da sie dachte, daß sie dadurch nur noch trauriger wurde; und sie dachte nicht, daß irgend jemand anders verstehen könnte, wie es früher bei ihnen gewesen war und wie es jetzt war. Dann kam ihr eines Tages der Gedanke, einen Brief zu schreiben.

Es war nicht leicht, so einen wichtigen Brief ganz allein zu schreiben. Als er fertig war, adressierte ihn Marian an den Nordpol und warf ihn in den Briefkasten an der Ecke.



Der Brief lautete:

Lieber Weihnachtsmann!

Wir sind traurig bei uns zu Hause. Mein kleiner Bruder ging im letzten Frühjahr in den Himmel — Du brauchst mir kein Geschenk zu bringen; aber wenn Du Papa etwas geben könntest, das ihn so machen würde, wie er früher war, würde ich es mir wünschen. Ich hörte ihn zu Mama sagen, daß nur die Ewigkeit ihn heilen könnte. Kannst Du ihm etwas davon bringen?

Marian

Es war mehr als Zufall, daß der Brief auf dem Schreibtisch von Marians Vater landete, anstatt bei einem andern Mann aus der Abteilung für unzustellbare Briefe.

Als der Vater später nach Hause kam, war es fast so, als ob es schon Weihnachten geworden wäre; denn als er die Tür öffnete, lag ein strahlendes Lächeln auf seinem Gesicht. Er wartete nur einen Moment, dann breitete er seine Arme weit aus, genauso wie er es früher getan hatte, und umfaßte beide, Mutti und Marian.

Debbie
und die sprechende Tafel

DOROTHY DUNSTEDTER WARNER. Illustrationen von Sherry Thompson

Debbie Watson rieb sich ein Guckloch in das befrorene Vorderfenster und schaute hinaus. Endlich war der Schneesturm vorüber, der drei Tage lang um das Farmhaus geheult hatte. Die Prärie Jowas war ein weißes, blauschattiges Märchenland.

„O Mutter!" rief Debbie, „komm und sieh, wie schön die ganze Welt ist!" Plötzlich fiel ihr ihre taube Cousine Mary Lou ein, die am nächsten Tag eintreffen sollte, um die Woche mit ihr zu verbringen. Sie wußte, daß ihr das morgige Weihnachtsfest viel mehr Freude machen würde, wenn ihre Cousine sprechen und hören könnte. „Ich sollte mich schämen", dachte sie, „aber ich weiß, daß es nicht viel Spaß geben wird."

Dann hörte sie die Antwort der Mutter aus der Küche, die mit dem Backen von Weihnachtskuchen beschäftigt war: „Ich habe es schon gesehen, Debbie. Ich habe jetzt zuviel zu tun."

Debbie ging in die Küche. „Ich habe es immer gern, wenn an Feiertagen Verwandte kommen. Du auch? Opa und Oma sind so lustig —, aber ich kann mich nicht erinnern, wie Onkel Ted und Tante Lea sind."

„Wie deine Cousine Mary Lou ist, auch nicht", warf Frau Watson ein und strich den Teig glatt. „Sie ist beinahe in deinem Alter. Ihr beide solltet viel gemeinsam haben. Ich habe meine einzige Schwester sehr vermißt und bin froh, daß sie hierher kommt."

Debbie wußte nicht, was sie erwidern sollte.

Die Mutter schaute sie an. „Du hast Angst vor dem Zusammentreffen mit Mary Lou, nicht? Aber du solltest dich nicht fürchten. Sie ist auf einer besonderen Schule gewesen, und bald kannst du lernen, mit ihr zu sprechen."

Debbie nahm einen großen Löffel und kostete die Tortenfüllung.

Ihre Mutter fuhr fort: „Bis dahin denke doch einmal daran, Debbie: Taube Menschen sind auch richtige Menschen."

„Ja, Mutter", antwortete Debbie. Aber in Gedanken sagte sie: „Ich muß freundlich sein und versuchen, so zu tun, als ob wir eine gute Zeit miteinander hätten, ich weiß — aber





wie kann ich es zu mehr machen als nur einfach zu einer Pflicht?"

Am Weihnachtsmorgen hörte Debbie das lustige Läuten von Schlittenglocken. Sie lief ans Vorderfenster und sah, wie ein Auto langsam den Weg heraufkam, der von ihrem Gehöft zu der Landstraße führte, über die der Schneepflug gegangen war. Ein Paar alte Glocken von einem Pferdegeschirr, die man an die Radioantenne des Autos gebunden hatte, läuteten lustig. Der Klang bewegte sie zu einer plötzlichen Fröhlichkeit, die sie zu fühlen gewünscht hatte, aber bis dahin nicht fähig dazu gewesen war. Sie fragte sich, wer die Glocken da wohl festgebunden hatte.

Rasch öffnete Frau Watson die Vordertür, und alle ihre Gäste kamen hereinmarschiert, beladen mit Gepäck und Paketen.

Muffet, Debbies Katze, flüchtete die Treppe hinauf. Aber Bosco, der Familienhund, sprang auf und lief freudig und laut bellend umher. Debbie ging ihnen entgegen; sie wünschte, sie wäre mehr wie Bosco.

„Die Glocken kündeten uns euer Kommen an", ihr Vater lachte. Und plötzlich küßte und umarmte jeder jeden. Debbie brachte es fertig, Mary Lou leicht zu umarmen. Sie bemühte sich so sehr, daran zu denken, daß Sprechen keinen Zweck hatte, und so war es ihr bewußt, daß es keine sehr begeisterte Umarmung war.

Onkel Ted umarmte Debbie herzhaft. „Mary Lou hat die Glocken angehängt", sagte er. „Sie hat herausgefunden, daß die Menschen Glocken sehr gern zu haben scheinen — obwohl sie sie selbst nicht hören kann."

Debbie lachte kurz und nervös. Dann schaute sie Mary Lou an, die neben dem Onkel stand. Die warmen braunen Augen ihrer Cousine zwinkerten fröhlich. Debbie wurde es behaglicher zumute.

Bald hatten sich die Erwachsenen in das große Wohnzimmer begeben. Debbie stand mit Mary Lou im Korridor. Mary Lou schaute sie freimütig an. Sie mußte etwas tun! Dann lächelte Debbie und winkte Mary Lou, ihr zu folgen.

Mary Lou folgte Debbie ins Schlafzimmer. Debbie nahm ein Päckchen aus der Schublade ihrer Frisierkommode und übergab es ihrer Cousine. Das taube Mädchen lächelte und zog ebenfalls ein Päckchen aus der Jackentasche.

Als Debbie ihr Päckchen öffnete, fand sie darin ein silbernes Armband, an das man kleine Schmuckstücke anhängen kann. Eine kleine Puppe als erster Schmuckanhänger hing schon daran. Sorgfältig formte sie mit ihren Lippen das Wort „Danke" und legte das Armband an.

Mary Lou sah aus, als ob sie vor Spannung platzen würde, als sie ihr Geschenk auspackte. Sie fand ein rosa Herz an einer ganz dünnen goldenen Kette, sie zog Debbie an sich und umarmte sie kurz.

Gerade da steckte Tante Lea ihren Kopf durch die Tür und sagte

mit einem Lächeln: „Na, ihr beide seid ja so beschäftigt. Kommt, das Essen ist fertig!"

Mary Lou legte ihren Arm um Debbies Schultern, als sie ins Eßzimmer gingen. Als Debbie sich hinsetzte, entfuhr ihr ein kleiner Seufzer der Erleichterung. Sie stellte fest, daß es wirklich anstrengend war, einen tauben Menschen zu verstehen und sich ihm verständlich zu machen. Jetzt würde sie nichts anderes zu tun haben, als ein gutes Gänsegericht zu essen.

Die Mahlzeit war köstlich und dehnte sich lang aus, da jeder sich mit dem Nachtisch Zeit ließ. Debbies kleiner Bruder Billy beschmierte sich beim Essen, und sie mußte ihn vom Tisch wegführen und saubermachen. Sie stellte fest, daß sie den Wunsch hatte, ihr würde etwas einfallen, womit sie Mary Lou wirklich unterhalten könnte.

Nach dem Essen legte Debbie Billy zum Nachmittagsschlaf hin. Dann kam sie zurück und sah Mary Lou in der Diele stehen und sie zum Wandschrank winken. Als Mary Lou ihren Mantel anzog, wurde es ihr klar, daß sie rodeln gehen wollte.

Das Rodeln machte viel mehr Spaß, als Debbie gedacht hatte. Immer wieder rasten sie den langen Hügel bis zur Wiese hinunter, wobei Bosco stets ihnen an den Fersen war. Mary Lou, mit gerötetem Gesicht und glücklich, erlebte eine schöne Zeit, so daß Debbie für den Moment fast vergaß, daß ihre Cousine taub war.

Debbie beobachtete, wie Mary Lou auf einen Baumstumpf kletterte und sich kopfüber in den tiefen, weichen Schnee fallen ließ. Es sah so lustig aus, daß Debbie es auch versuchte. Die Mädchen warfen sich in den Schnee, bis dadurch auf der Wiese so viel Spuren entstanden, daß sie aussah wie bedruckter Stoff.

Als die Sonne unterging, gingen die beiden Mädchen mit dem Schlitten wieder nach Hause; ihnen war kalt, und sie fühlten sich müde, aber ihr Gesicht glühte vor Freude.

Im Hause halfen sie Billy, der Katze Puppenkleider anzuziehen und sie in dem alten Puppenwagen spazierenzufahren. Dann machten sie kleine belegte Brote für eine Teegesellschaft mit Billy fertig.

Debbie kam der Gedanke, daß der Umgang mit Mary Lou fast soviel Spaß machte wie der mit ihrer besten Schulfreundin Marcia. Debbie wünschte sich noch immer, daß sie die Worte, die sie Mary Lou sagen wollte, sofort sagen könnte, nachdem sie ihr eingefallen waren — und daß sie darauf ihre Antwort hören könnte.

Plötzlich hatte Debbie eine Idee. Sie lief schnell in die Küche und kam mit der kleinen schwarzen Schiefertafel zurück, die Mutter neben dem Telefon liegen hatte, um Vermerke machen zu können.

Mary Lou beobachtete Debbie, als sie schrieb: „Du machst mehr Spaß als ein Zirkus voll Affen, Mary Lou."

Mit einem freudigen Blick langte Mary Lou nach der Tafel und schrieb die Antwort: „Ich habe auch Spaß. Und wenn du möchtest, können wir morgen mit Lektionen in Zeichensprache und Lippenlesen anfangen."

Debbie schrieb ein großes „JA!" an die Tafel.

Am Abend saß die ganze Familie um ein glühendes Feuer im großen Kamin. Herr Watson holte sein Banjo hervor und begann ein Lied von klingenden Glocken zu zupfen. Alle sangen mit, außer Mary Lou, aber ihre Freude spiegelte sich in ihrem Gesicht wider.

Debbie langte wieder nach der „sprechenden Tafel", wie die Mädchen sie jetzt nannten, und schrieb: „Ich freue mich, daß du meine Cousine bist und hierhergekommen bist."

Mary Lou las es und strahlte. Dann schrieb sie: „Ich freue mich auch."

Dann wischte sie schnell die Wörter von der kleinen Tafel weg und schrieb:

Fröhliche Weihnachten
euch allen!





Denken Sie über die folgenden Worte des Heilands nach, die Er zu der Samariterin am Brunnen Jakobs gesagt hat: „Wer von diesem Wasser trinkt, den wird wieder dürsten;

wer aber von dem Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten, sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm ein Brunnen des Wassers werden, das in das ewige Leben quillt." (Siehe Joh. 4:13, 14.)

Gibt es etwas Besseres, um die erlösenden, heilenden Grundsätze des Evangeliums Jesu Christi zu veranschaulichen, als sie mit dem lebenserhaltenden Wasser zu vergleichen — Wasser, das für jedes menschliche Wesen lebensnotwendig ist?

Der Heiland sagte der Frau, daß, wenn sie aus dem Brunnen tränke, sie wieder durstig sein würde; aber daß, wenn sie aus Seinem Brunnen tränke und die Grundsätze verwirklichte, die Er lehrte, sie nie wieder durstig sein würde, sondern ihre Seele würde genährt werden und sie würde ewiges Leben haben.

Wir leben in einer komplizierten und herausfordernden Welt. Alt und Jung scheinen hin und her zu gehen und auf ihre Weise aus verschiedenen Brunnen zu trinken; sie scheinen nach dem Wasser zu suchen, das ihre Seele nähren könne und das den inneren Durst stillt.

Da gibt es die Jugendlichen, die sich verschiedenen Bewegungen anschließen, einige sind populär, dafür vorgesehen, viel Gutes zu vollbringen, ein paar andere sind kämpferisch. Da sind die Erwachsenen, die in ihrem Beruf keine Befriedigung finden und

Trinken Sie von dem reinem Wasser

ÄLT. LOREN C. DUNN vom Ersten Rat der Siebzig

Das Wasser des ewigen Lebens finden wir in den Grundsätzen des Evangeliums.

vielleicht nur Enttäuschung in ihrer Ehe und Leere in ihrem Leben fühlen. Da gibt es die Streitenden, die ihr Leben damit verbringen, das, *wogegen* sie sind, unerbittlich anzuprangern, die aber niemals völlig sicher wissen, *wofür* sie eigentlich sind. Da sind die



Trinken Sie von dem reinen Wasser

Menschen, die sich Rauschgiften zuwenden und die vielleicht sogar versuchen, diese Dinge geistigen Erlebnissen gleichzusetzen, und die dann erkennen, daß auf jede Hochstimmung irgendein bedrückender Tiefpunkt folgt. Vielleicht ist es mit diesen Menschen und vielen andern so, daß ihr Aufgreifen bestimmter Probleme und ihr Handeln, ohne die Folgen zu kennen, mehr einem inneren Bedürfnis entspringt, die Sehnsucht ihrer Seele zu stillen, als daß es wegen des scheinbaren Wertes der Sache geschieht, der sie sich angeschlossen haben, wie wertvoll sie auch immer sein mag.

Sogar in Rußland, wo die Menschen 50 Jahre lang aus dem Brunnen der sozialistischen Lehre getrunken haben, gibt es Anzeichen für den Wunsch nach etwas Nahrhafterem. Der Journalist Paul Wohl, der die Religion im heutigen Rußland erforscht, behauptet: „Die sozialistische Lehre ist als offizieller Maßstab für gutes Verhalten anerkannt worden; aber ob der Sowjetmensch ein ausgeglicheneres Leben führt als sein Vorgänger, ist eine strittige Frage. Eine wissenschaftliche Weltanschauung ist da", sagt Wohl, „aber auch eine religiöse. Die Wiederkehr der Religion", sagt er, „ist eine Erscheinung, die sich die kommunistischen Ideologen nicht erklären können und es deshalb vorziehen, darüber zu schweigen." Er behauptet, daß die auf Religion ausgerichteten Bewegungen hauptsächlich von jungen Menschen ausgelöst werden.

Der Journalist erzählt von einer einfachen russischen Frau, bei der ihr Nachbar, ein junger Ingenieur und Physiker, vorgesprochen hat. „Sie sind eine Gläubige", sagte der Ingenieur. „Können Sie mir etwas über Gott erzählen? Die Weltanschauung des dialektischen Materialismus befriedigt mich nicht. Ich möchte gern den Standpunkt des Gläubigen kennenlernen."

Es ist sehr interessant, festzustellen, daß es in der Natur des Menschen etwas Fundamentales und Grundlegendes gibt, was ihn früher oder später zu seinem Schöpfer hinzieht, vorausgesetzt, daß er diese Neigung nicht durch böse Taten und chronischen Unglauben erstickt, und vorausgesetzt, daß er sich nicht selbst auf weniger festsetzt, indem er darauf besteht, daß etwas, was er nicht kennt oder von dem er einfach noch nicht erfahren hat, nicht existiert.

Der Prophet Alma hat, als er von dem Heiland gesprochen hat, gesagt:

„Sehet, er lädt alle Menschen ein; denn der Arm seiner Barmherzigkeit ist zu ihnen ausgestreckt, und er sagt: Tut Buße, und ich werde euch aufnehmen.

Ja, er sagt: Kommt zu mir, und ihr sollt von der Frucht des Baumes des Lebens genießen, ja, ihr sollt vom Brot des Lebens essen und vom Wasser des Lebens reichlich trinken.

Sehet, ich sage euch, daß euch der gute Hirte ruft; ja, in seinem eigenen Namen, im Namen Christi ruft er euch" (Alma 5:33, 34, 38).

Nachdem Alma die Menschen über das Evangelium Jesu Christi belehrt hatte und darüber, was sie tun könnten, um ihre Seele zu nähren, Frieden zu finden und sich auf das ewige Leben vorzubereiten, sagte er:

„Und ich, Alma, gebiete euch jetzt in der Sprache dessen, der mir befohlen hat, daß ihr darauf achtet, das zu befolgen, was ich zu euch geredet habe.

Und zu denen, die zur Kirche gehören, rede ich durch Gebot; und die nicht zur Kirche gehören, lade ich ein und sage zu ihnen: Kommt und laßt euch zur Buße taufen, damit ihr auch der Frucht vom Baum des Lebens teilhaftig werdet" (Alma 5:61, 62).

Wie diese letzte Schriftstelle aufzeigt, ist es möglich, daß einem Menschen die Frucht vom Baum der Erlösung leicht zugänglich sein kann; aber er kann sie nicht erreichen, wenn er nicht herzukommt.

Ich erinnere mich an zwei junge Männer, die mich vor einigen Monaten aufgesucht haben. Ihre Priestertumsführer hatten es ihnen empfohlen. Sobald sie das Büro betreten hatten, fingen sie auf eine sehr aufrichtige Art an, Fragen über bestimmte Grundsätze, Lehren und die Arbeitsweise der Kirche zu stellen. Ihre Einstellung war jedoch nicht feindlich, denn sie suchten aufrichtig nach Antworten.

Ich fragte sie schließlich, ob ihre Fragen vielleicht auf ihr Problem hinwiesen und nicht auf die Sache selbst. War ihre wirkliche Frage nicht eigentlich, ob diese Kirche wahr sei oder nicht, ob sie wirklich die Kirche Jesu Christi sei und ob sie durch göttliche Offenbarung geleitet würde? Die jungen Männer gaben zu, daß sie vielleicht, wenn sie sichere Antworten auf diese Fragen hätten, mit den andern Fragen fertigwerden könnten, die sich in ihrem Herzen zu erheben schienen.

Ich fragte sie, ob sie bereit wären, sich an einem Experiment zu beteiligen. Einer von ihnen schien Sport gern zu haben, und so wandte ich mich zu ihm und fragte: „Würden Sie, wenn Sie etwas über die Eigenschaften des Wassers kennenlernen wollten, zum Sportstadion gehen und vier Runden auf der Aschenbahn laufen?"

Er sagte: „Natürlich nicht."

Ich fragte: „Warum nicht?"

Darauf sagte er: „Das hat nichts miteinander zu tun."

Wir schlugen dann das Buch Johannes, Kapitel 7 auf und lasen: „Wenn jemand will des Willen tun, der wird innewerden, ob diese Lehre

von Gott sei oder ob ich von mir selbst rede" (Joh. 7:17).

Wenn wir die Dinge Christi erproben wollen, werden wir uns einer geistigen Prüfung zu unterziehen haben — einer Prüfung, die der Heiland selbst für diejenigen vorgesehen hat, die Wissen erlangen möchten; einer Prüfung durch Handeln.

Ich fragte sie, ob sie in der Schrift läsen.

Sie sagten: „Nein."

Ich fragte sie, ob sie beteten.

Sie sagten: „Nicht oft."

Ich fragte sie, ob sie das Wort der Weisheit hielten.

Sie sagten: „Gelegentlich."

Ich fragte sie, ob sie die Kirche besuchten.

Sie sagten, daß sie damit aufgehört hätten.

Ich fragte sie, ob sie an einem dreimonatigen Experiment interessiert wären. Sie sagten, daß sie es versuchen würden, aber sich nicht dazu verpflichten wollten, ehe sie herausgefunden hätten, was ich im Sinn hätte.

„Wollen Sie während der nächsten drei Monate alle Versammlungen der Kirche besuchen, sorgfältig zuhören, was gesagt wird, und sich sogar Notizen über die von den Lehrern vorgebrachten Hauptpunkte und darüber machen, wie man diese Punkte im täglichen Leben anwenden kann?"

Sie dachten einen Moment nach und sagten dann, daß sie es wollten.

„Wollen Sie während der nächsten drei Monate wieder das persönliche Gebet in Ihrem Leben einführen, morgens und abends, Gott für die Segnungen danken, deren Sie sich erfreuen, und Ihn bitten, Ihnen zu dem Wissen zu verhelfen, ob die Kirche wahr ist und ob die Dinge, die Sie tun, sinnvoll für Ihr Leben sind?"

Einer dieser jungen Männer, der sich selbst für einen Agnostiker hielt, wurde etwas stutzig; schließlich willigte er aber ein, es auf der Grundlage zu tun, daß er wegen des Experiments von der Voraussetzung ausgehen müßte, es gäbe einen Gott, und daß er diesen Gott um das Licht und die Erkenntnis anrufen müßte, nach denen er suchte.

Ich fragte sie, ob sie sich in den nächsten drei Monaten des Trinkens, Rauchens und jeglicher Drogen enthalten wollten. Obwohl ihnen hier einige Bedenken kamen, entschlossen sie sich, es zu tun.

Ich fragte sie, ob sie sich für die nächsten drei Monate entschließen würden, sich moralisch reinzuhalten und in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der Tugend zu leben, wie sie vom Heiland gelehrt worden sind. Sie sagten, daß sie das wollten. Dann machte ich ihnen den Vorschlag, sich selbst einen Plan aufzustellen, während der nächsten drei Monate das Buch Mormon von Anfang bis zum Ende durchzulesen — jeden Tag ein paar Seiten — und immer wenn sie lesen, den Herrn zu bitten, daß Er sie segnen möchte, damit sie erkennen, ob das Buch wahr und wirklich von Ihm ist. Sie willigten ein.

In der Voraussicht, was geschehen könnte, sagte ich: „Nun, wenn Sie sich geneigt fühlen, Ihren Freunden darüber zu erzählen, wird wahrscheinlich die erste Bemerkung lauten: ‚Junge, hat Bruder Dunn dir was vorgemacht!' Vielleicht denken Sie ein- oder zweimal während dieses Experiments dasselbe; aber lassen Sie sich dadurch nicht davon abhalten, das zu tun, worin Sie eingewilligt haben. Wenn Sie das für schwierig halten, drängen Sie die Gedanken zurück; gehen Sie vorwärts und erproben Sie es ehrlich, und lassen Sie dieses dreimonatige Experiment für sich selbst sprechen." Ich fügte hinzu: „Wenn alles richtig läuft, werden Sie einige Begleiterscheinungen feststellen, etwa wachsendes Interesse für Ihre Mitmenschen und größere Wertschätzung und Rücksichtnahme ihnen gegenüber." Sie nahmen die Herausforderung an und gingen.

Was ich dabei wirklich im Sinn hatte, war natürlich die Hoffnung, daß sie das erleben möchten, woran jedes Mitglied berechtigt ist, sich zu erfreuen, und wozu jeder andere berechtigt ist, es zu erlangen; daß sie ein persönliches Zeugnis empfangen möchten. Ich denke, Brigham Young hat es sehr gut beschrieben, als er gesagt hat:

„Es gibt kein anderes, dem sterblichen Menschen bekanntes Erlebnis, das mit dem Zeugnis durch den Heiligen Geist verglichen werden kann. Es ist so mächtig wie ein zweischneidiges Schwert und brennt in der Brust des Menschen wie ein verzehrendes Feuer. Es zerstört Furcht und Zweifel und bringt statt dessen absolute, uneingeschränkte und zweifelsfreie Gewißheit, daß ein Grundsatz oder eine Sache wahr ist . . .

Dieses Zeugnis hat gläubige Heilige bis zum heutigen Tage gestärkt und wird auch weiterhin ein Licht auf ihrem Wege sein. Die Wirkung dieses Zeugnisses übersteigt alle körperlichen oder irdischen Dinge und macht die Beziehung zu Gott Vater zu einer buchstäblichen, lebendigen Tatsache. Jede Faser des Körpers und des Geistes reagiert auf dieses Zeugnis, und die Seele weiß und erlebt die Wahrheit."

Und alle, die das Wasser aus vielen Brunnen geschmeckt und nur gefunden haben, daß der ungestillte Durst ihrer Seele sie dazu treibt, nach dem zu suchen, was ihrem Herzen Frieden und Nahrung bringt, alle — ob Mitglieder oder Nichtmitglieder — frage ich, ob sie kommen wollen, um aus diesem Brunnen zu trinken und zu schmecken, zu erproben und zu sehen, ob sie nicht das Wasser des Lebens gefunden haben, wo sie für ihre Seele trinken können, so daß sie nicht mehr dürstet, sondern erfüllt sind mit der Freude über die wirkliche Kenntnis von Jesus Christus und Seinen Lehren und dem Zweck des eigenen Lebens.

Zusammen mit dieser Einladung gebe ich Ihnen mein Zeugnis, daß es Gott gibt. Ich weiß, daß Er existiert und daß Jesus Christus unser Erlöser und Sein Sohn ist. Joseph Smith sah das, was er behauptete, gesehen zu haben; und wir haben einen Propheten Gottes, der mit uns in diesem Raum sitzt und der heute über die Kirche präsidiert. Ich gebe Ihnen dieses Zeugnis im Namen Jesu Christi. Amen. ○

„Wischt eure Füße an dieser Matte ab!" ermahnte Mark Severin, Seniorsippenführer von Trupp 108, die Jungen, als sie alle das alte Pfadfinder-Blockhaus betraten. Marks helle Haut ergab einen scharfen Kontrast zu seinem dunklen nett gekämmten Haar. Die Hosenbeine der Pfadfinderuniform rückten jede Woche ein wenig näher an seine Waden heran, und die Ärmel schienen zu schrumpfen. Aber es würde eine Verschwendung sein, jetzt eine neue Uniform zu kaufen, wo er bald zu den Forschern aufsteigen würde. Wenn er nur die Bedingungen für den Adler [höchste Pfadfinderauszeichnung in den USA] zu Ende bringen könnte!

Als die Versammlung vorüber war, blieb Mark zurück. Joe Palmer, sein Feldmeister, saß am Tisch und ordnete Papiere. Er schaute zu Mark auf: „Sag mal Mark, wann willst du an deinem Projekt des Dienens weiterarbeiten? Du weißt, daß du ohne das deinen Adler nicht bekommen kannst."

„Ich weiß", antwortete Mark. „Darüber wollte ich ja mit Ihnen sprechen, Bruder Palmer. Ich habe zusammen mit meiner Familie eine Entscheidung über dieses Projekt des Dienens getroffen."

„Gut! Was denn?" fragte Palmer.

„Ich möchte für den Weihnachtsmann einspringen." Mark sah, wie Palmer vor Erstaunen den Mund öffnete.

„Du bist zu dünn, Junge. Ich weiß — du möchtest in Wirklichkeit, daß ich für dich eintrete. Stimmt's?" Palmer strich über seine volle Taille.

Mark lachte. „Daran habe ich nicht gedacht."

„Wie denkst du Geld für so eine Sache hereinzubekommen?" fragte Palmer.

Illustrationen von Dale Kilbourn



DORA D. FLACK

Ein Pfadfinder als Weihnachtsmann

„Ich habe geplant, mir den Film *The Tiger Walks* zu leihen", antwortete Mark. „Vielleicht bekomme ich die Erlaubnis, den Gemeinschaftsraum zu benutzen. Ich halte dies für ein Projekt ‚Bürgergemeinschaft', da die Ortsansässigen sich an einem uneigennützigen Unternehmen beteiligen können, indem sie sich den Film ansehen. Hier ist ein Muster für eine Eintrittskarte, die ich geschrieben habe." Darauf stand:

The Tiger Walks
Zweite Gemeinde
15. Dezember
Empfohlener Eintrittspreis:
Erwachsene 75 Cent Kinder 35 Cent

Mark fuhr fort: „Ich werde Puffmais und Süßigkeiten verkaufen, um extra Geld damit zu verdienen. Die Einnahmen werden für die Weihnachtsbescherung für eine Familie reichen. Ich würde durch ein Projekt des Dienens in dieser Art eine Menge lernen."

„Eine ganze Menge", stimmte Palmer zu. „Was geschieht, wenn du nicht genug Besucher für den Film hast und nicht viel Geld hereinkommt?"

„Ich *muß* einfach Erfolg haben. Wenn der Trupp an dem Abend helfen könnte, indem er Karten verkauft, Stühle aufstellt und beim Verkauf von Puffmais und Süßigkeiten hilft, hätte er seinen Anteil an dem Projekt. Sie würden dadurch an diesem Weihnachtsfest andern einen Dienst erweisen."

„Hast du schon eine Familie in Aussicht?"

„Mama fragte bei der Behörde nach bedürftigen Familien. Es geht in Ordnung, wir können eine bekommen", antwortete Mark.

„Ich nehme an, du weißt, daß dein eigenes Weihnachtsfest dadurch geschmälert wird", warnte Palmer.

„Natürlich. Ich möchte kein Geschenk haben. Sie wissen, ich habe nie vorher gewußt, daß es Menschen gibt, die *kein* Weihnachtsfest haben würden, wenn nicht jemand einspränge."

Palmer nickte. „Wir stehen alle hinter dir während des ganzen Unternehmens, Mark. Ich halte das für eine sehr gute Idee."

In den beiden folgenden Wochen gab es viel zu tun. Mark ertappte sich dabei, daß er sich sogar in der Schule darüber Gedanken machte, wie all die Einzelheiten zu erledigen seien. Als aber alles vorbei war, zählte Mark seine Einnahmen und war hocherfreut. Er hatte über 70 Dollar Gewinn. Er war erstaunt, wenn einige in der Kirche ihm die Hand schüttelten und sagten: „Hier ist ein wenig Geld für dein Projekt" oder wenn sie etwas Besonderes für die Sache spendeten.

Die Behörde wies ihm eine Familie zu, die aus einer Mutter und einem vierjährigen Jungen und einem sechsjährigen Mädchen bestand. Mark und seine Mutter sprachen bei Mrs. Smith vor, um sich darüber Gewißheit zu holen, was die Familie zu Weihnachten brauche. Als Mrs. Smith sie an der Tür begrüßte, konnte sie ihre Enttäuschung nicht verbergen. Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Ich habe gedacht, daß nur reiche Leute so etwas tun. Und sie haben einen Jungen geschickt!" Sie brachte es fertig, die Tränen zurückzuhalten.

„Ich bin sicher, wir können Ihren Kindern eine schöne Weihnachtsbescherung bereiten. Was brauchen sie?" fragte Mrs. Severin. Bewaffnet mit der Liste, machten sich die Weihnachtsmänner an die Arbeit.



Am Weihnachtsmorgen wachte Mark vor allen andern auf. „Fröhliche Weihnachten euch allen!" schrie er. Er fühlte sich überaus glücklich. Als die Severins die Geschenkpakete öffneten, klingelte das Telefon. Mark nahm den Hörer ab. „Fröhliche Weihnachten!" grüßte er freundlich.

„Ist da der Weihnachtsmann?" fragte eine Stimme zögernd.

Mark erkannte Mrs. Smiths Stimme und antwortete: „Ja." Dann war Stille am andern Ende. Er wurde unruhig — hatte er etwas falsch gemacht?

„Ich . . . " Dann folgte wieder Stille. Dann hörte er: „Ich möchte nur, daß du weißt, daß ein *Junge* und das schönste Weihnachtsfest beschert hat, das wir jemals gehabt haben. Wie kann ich dir jemals danken?" Mark konnte hören, wie die beiden Kinder danach schrien, mit ihm sprechen zu dürfen. In der nächsten halben Stunde erzählten sie ihm aufgeregt, was für ein *wunderbares, wunderbares* Weihnachtsfest dies wäre.

Als er den Hörer einhing, strahlten seine braunen Augen. „Dies ist wirklich das schönste Weihnachtsfest, das ich je gehabt habe. An andere zu denken und etwas für sie zu tun — selbst für Menschen, die man nicht kennt — ist der wirkliche Geist der Weihnacht!"

Zwei Wochen später saß Mark auf dem Zementfußboden der Pfadfinderhütte und erstattete Joe Palmer Bericht über sein Adlerprojekt. Palmer fragte: „Was meinst du, was du wirklich durch dieses Unternehmen gelernt hast — abgesehen von der Freude am Geben?"

„Ich lernte, daß man keine wertvolle Sache allein tun kann. Meine ganze Familie und die Kameraden aus dem Trupp mußten sich daran beteiligen."

„Noch etwas?" fragte Palmer weiter.

„Ja, ich habe nie zuvor erkannt, wie oft und in wie vielfältiger Weise Mama mir hilft. Jetzt weiß ich, warum Mutter eines Adler-Pfadfinders immer zusammen mit ihrem Sohn eine Anstecknadel bekommt." ○

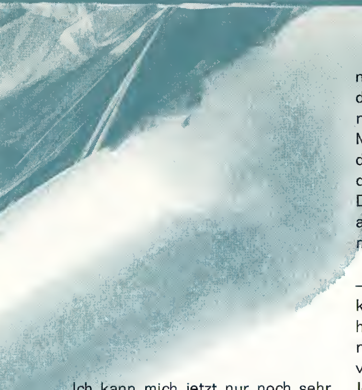


MELVIN DeGRAW

Illustrationen von Richard Bird

Und ob ich schon wanderte . . .

Melvin DeGraw bekam großes Interesse für die Kirche, nachdem er in der öffentlichen Bibliothek gegen die Mormonen gerichtete Literatur gelesen hatte. Jetzt gehört er bereits sechs Jahre der Kirche an und ist ein aktives Mitglied der St.-Louis-Gemeinde in Missouri.



Ich kann mich jetzt nur noch sehr schwach an Jotun erinnern. So wie die Jahre die Erinnerung an jene Kindheitserlebnisse in Mittelnorwegen verschwimmen ließen, so haben sie auch dazu beigetragen, daß ich mich an einige Ereignisse, die sich vor vielen Jahren zutrugen, stärker erinnern kann. Winzige weiße Schneeflocken, die jetzt vor meinem Fenster herumwirbeln, erinnern mich an Jotun und an Weihnachten vor vielen Jahren.

Es war im Jahre 1918. Der Winter war streng in dem nördlichen Tal von Jotun, wo mein Vater sich mit einem kleinen Bauernhof abmühte. Obwohl wir nie mit solchem fruchtbaren Boden gesegnet waren, wie es ihn so reichlich auf dem amerikanischen Kontinent gibt, schafften wir es doch, mit kleinen Ernten auszukommen. Wir mußten immer hart arbeiten und genossen wenig Luxus.

Weihnachten war ein Tag, den wir alle mit Ungeduld erwarteten. Schon früh im Dezember begannen wir das Haus zu schmücken, und während der folgenden Wochen versammelten wir uns um das alte Klavier, um Weihnachtslieder zu singen. Es gab immer viel Lachen und auch Ehrerbietung, da der Geist des Geburtstagsfestes unseres Messias eine frohe Stimmung schuf.

Als wir noch sehr klein waren, pflegten meine Schwestern und ich, kleinen Schmuck für den Baum auszuschneiden und alles für den wichtigen Abend fertigzumachen, wo uns St. Nikolaus besuchte.

Es war an dem Abend vor Weihnachten, als sich das Ereignis zutrug, das sich so fest in meinem Gedächtnis verankert hat. Ich kam mit der Milch aus dem Stall und ging schnell durch den neugefallenen Schnee auf das kleine hell erleuchtete Haus zu. Die Luft war unerbittlich scharf; und an dem großen dunklen Himmel über mir blinkten strahlend die Sterne.

Plötzlich hörte ich das Geräusch — einen schwachen, scharfen knakkenden Laut, der leicht im Tal widerhallte. Ich blieb wie gelähmt mit meinen schweren Milcheimern stehen, von denen jeder an einer Seite hing. Jezt hörte ich nichts; die Stille hüllte die kleine Hochebene und das weite Tal ein. Ich horchte angestrengt, jede Faser meines Körpers gespannt, um etwas Hörbares wahrzunehmen. Als ich, wie mir schien, eine Ewigkeit dagestanden hatte, kam der Laut wieder, diesmal etwas weiter weg als beim ersten Mal. Es war ein knirschendes, knackendes Geräusch, das wie ein Widerhall von den entfernten Gipfeln klang, bis es mich erreichte.

Obwohl ich nie vorher dieses Geräusch gehört hatte, wußte ich, was es war. Millionen Tonnen von Eis, die sich die Jahre hindurch Lage um Lage angesammelt hatten, glitten langsam von einem der gigantischen Gipfel herab.

Ich platzte ins Haus mit einem hysterischen Schrei; die Worte blieben mir im Hals stecken. „Vater, das Eis kommt herab. Ich habe soeben das Knacken gehört. Es wird ins Tal stürzen und all die Menschen töten!"

Meine Stimme schien sich zu verschließen; ich hörte plötzlich mit dem Sprechen auf und griff mit den Händen nach der Rückenlehne eines Stuhls. Mein Vater kam ruhig, aber rasch auf mich zu. Er zweifelte nicht an dem, was ich gehört hatte. Er konnte es an dem Ausdruck des Schreckens auf meinem Gesicht sehen. Er ging zur offenen Tür und blieb still stehen, wobei sein Atem in dem sich schnell abkühlenden Raum sichtbar wurde. Als er sich uns wieder zuwandte, war sein gutes Gesicht lang und verzerrt, und die geraden Linien auf seiner Stirn formten sich zu Sorgenfalten. Seine einfache Äußerung war entschlossen: „Es ist das Eis auf dem Galdhopiggen. Die Leute in dem Tal müssen gewarnt werden."

Sollte das Eis abgleiten, wußten wir alle, daß es wie eine Lawine verwüstend durch das Tal rollen und völlige Vernichtung die furchtbare Folge sein würde. Solch ein Unheil war ein Jahr vor der Geburt meiner älteren Schwester hereingebrochen; und die Eltern meines Vaters waren beide dabei umgekommen.

Vater überlegte schnell. Die Zeit war gegen ihn; und der tiefe Schnee würde ein fast unüberwindliches Hindernis sein. Er konnte leicht in eine der heimtückischen Pulverschneeverwehungen fallen, die man bei Nacht unmöglich erkennen konnte, oder er konnte zusammen mit den Leuten im Tal umkommen, sollte sich die Lawine vor seiner Rückkehr lösen.

Unser Haus war verhältnismäßig sicher, weil es auf einer kleinen Hochebene stand, die südlich von uns steil ins Tal abfiel. Aber es gab neun Häuser in dem Tal. Vater wollte jeden Haushalt warnen und die Leute auffordern, mit ihm zurück auf die Hochebene zu kommen.

Die lange Nacht hindurch saßen meine Mutter, meine Schwestern und ich wie versteinert in dem kleinen Raum, wo das flackernde gelbe Kerzenlicht groteske Schatten gegen die Wand warf. Das Geräusch knackenden Eises war jetzt hörbar und hallte hin und wieder durch das Tal. Vielleicht rutschte es jedesmal nur einige Zentimeter, vielleicht auch ein Viertelmeter ab. Wieviel Sekunden, Minuten oder Stunden würde es noch dauern, bis die Katastrophe über das Tal da unten hereinbrach?

Als das erste Tageslicht durch die Fenster fiel, dachten wir an diesen besonderen Tag: Weihnachten. Und wir dachten an Vater, der irgendwo im Tal war und den Gott in Seiner Macht und Stärke in einer gefährlichen Mission führte.

Es war bitterkalt und der Himmel war klar, als wir uns endlich an der Tür versammelten und eine dünne

Schlange Menschen beobachteten, die langsam auf dem verschneiten Pfad dort unten auf uns zukam. Vater, dessen unrasiertes Gesicht auffiel, ging an der Spitze.

Um 11.13 Uhr an dem Sonntagmorgen schien sich der ganze Berg Galdhopiggen mit einem Donnern, das nichts als Zerstörung hinterlassen konnte, in das Tal zu stürzen. Da blieb kein Haus stehen, keine Wohnung, in die man zurückgehen konnte; aber die Menschen waren am Leben. Ja, es war Weihnachten! Trotz der Zerstörung erfreuten wir uns dieses Tages und dankten einem gütigen und gnädigen Gott, der unser Leben gerettet hatte . . .

Jetzt stehe ich von meinem Stuhl auf und gehe ans Fenster, um eine kleine Schneeflocke zu beobachten, die an der großen Scheibe hängengeblieben ist. Die Erinnerung an jenen ereignisreichen Tag hat meine Augen mit Tränen gefüllt. Ich trete vom Fenster zurück, und mein Herz wird warm. Unser Weihnachtsbaum in diesem Jahr ist nicht groß. Unsere Geschenke für die Enkel warten darauf, am Weihnachtsmorgen von den Kindern mit strahlenden Augen ausgepackt zu werden. Sie sind jung und unschuldig und wissen noch nichts von den Wintern in Jotun vor vielen Jahren. Aber sie werden es wissen, wenn sie alt genug sind; denn dies ist eine Geschichte, die sie auch wieder ihren Kindern erzählen müssen.

Es ist gut für den Menschen, nachzudenken und sich an die Geschichten seines Vaters zu erinnern. Es bringt demütige Freude und einen Geist, der noch lange andauert, nachdem die Erinnerungen an das Weihnachtsfest verblaßt sind. O

Am Morgen ihres 70. Geburtstages schaute Amelia Wallace in den Spiegel und sah eine alte Frau vor sich. Zuerst dachte sie, nur das schlechte Licht sei daran schuld, daß ihr Gesicht so faltig aussah und ihr Haar so weiß. Aber als sie in die sonnige Küche eilte, um sich durch einen flüchtigen Blick in den kleinen Spiegel neben der Hintertür zu beruhigen, erschien dasselbe Gesicht eines ältlichen Menschen vor ihren Augen.

„70 Jahre alt", flüsterte sie. „Wie konnte das so schnell gehen?"

Sie stand noch immer da und starrte wie betäubt auf ihr Spiegelbild, als Harvey, ihr Mann, durch die Hintertür hereinplatzte.

„Wie steht's mit einem Happen zum Frühstück?" sagte er. „Denk dir, ich werde heute morgen zur Baumschule hinüberfahren und mir noch ein paar Apfelbäume holen. Am Zaun ist noch Platz für drei oder vielleicht sogar vier."

Harvey und seine Apfelbäume! Er konnte sich scheinbar einfach nicht damit abfinden, daß ihr kleines Stadtgrundstück nicht so viel Äpfel hervorbringen konnte wie früher ihre Farm mit den großen Plantagen.

„Harvey", sagte Amelia, „heute ist mein 70. Geburtstag."

Harvey machte ein langes Gesicht. „O Amelia, es tut mir leid. Ich habe es ganz vergessen. Ich habe noch nicht einmal eine Schachtel Pralinen geholt."

Amelia war ärgerlich. „Harvey, ich mache mir nichts aus den Pralinen. Verstehst du nicht? Ich bin heute 70 Jahre alt geworden; 70 Jahre alt."

Harvey schaute verständnislos darein. „Nun", sagte er, „70 kommt gewöhnlich nach 69, ist's nicht so?"

„Harvey", sagte Amelia sanft, „ich bin alt."

Harvey kam nahe an sie heran und schaute ihr ins Gesicht. „Für mich siehst du nicht alt aus", sagte er. Seine blauen Augen zwinkerten. „Ich würde sagen, du bist noch immer so gut wie mit 25, vielleicht 30 Jahren."

Zu einer andern Zeit hätte sie gelacht und seine Hand gestreichelt oder ihn auf die bemerkenswert glatte Wange geküßt. Aber jetzt wandte sie sich nur ab und sagte: „Ich werde dir die Eier kochen."

Während sie das Essen zubereitete, wusch sich Harvey rasch die Hände und deckte für sie beide den Tisch. Dabei erzählte er immerfort von seinen Plänen mit mehr Apfelbäumen.

„Du kennst doch Bill von der Warenabteilung von Cullens Geschäft?" fragte er. „Er sagte mir, daß er alle Äpfel kaufen würde, die ich liefern kann. Er hält meine Äpfel für die besten aus der Umgebung. Kunden fragen danach." Ein Ton von Stolz schlich sich in seine Stimme. „Ich habe mir ausgerechnet, daß, wenn ich ein paar Bäume mehr pflanze, ich in einigen Jahren genug Ertrag haben werde, um mich etwas mit Spezialverpackung zu befassen."

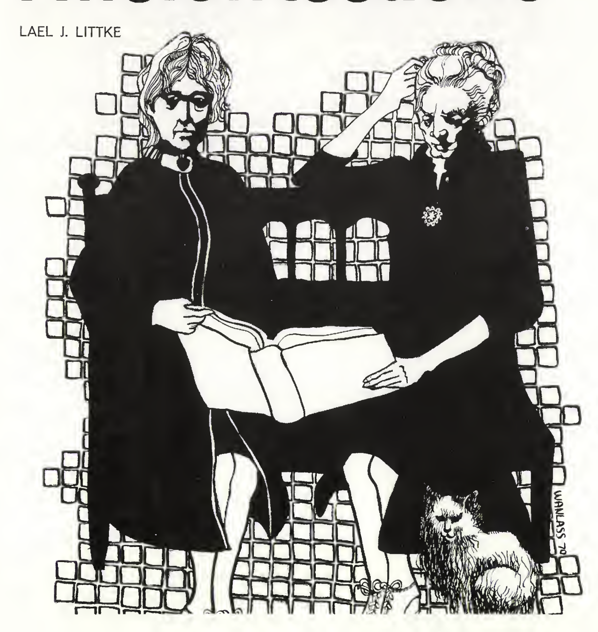
Amelia hörte kaum auf sein Reden. Wie konnte er vier oder fünf Jahre vorausdenken? Erkannte er nicht, daß er jetzt 75 Jahre alt war und zu der Zeit fast 80 sein würde?

Amelia sprach kaum etwas während des Frühstücks, aber Harvey

Lael J. Littke ist Sonntagsschullehrerin in der East Pasadena Ward (Kalifornien). Sie ist Hausfrau und Mutter, und ihre Geschichten sind vor kurzem in **Ladies' Home Journal** und andern amerikanischen Zeitschriften erschienen.

Ansichtssache

LAEL J. LITTKE



hatte viel zu erzählen. Sie war froh, als er sich endlich auf den Weg zur Baumschule machte. Als er ging, sagte er: „Ich werde wohl ein halbes Dutzend neue Rosensträucher für deinen Garten mitbringen. Das ist ein besseres Geburtstagsgeschenk als Pralinen. An den Rosen kannst du jahrelang Freude haben."

Sie beobachtete ihn, wie er pfeifend den Pfad hinunterschlenderte und auf den abgenutzten Lieferwagen zuging. Er hatte darauf bestanden, den Wagen zu behalten, als sie die Farm verkauft hatten. Sein Gang war flott und sein schlanker Körper war noch immer drahtig und gerade, obwohl, wie sie wußte, ihn hin und wieder Rheuma plagte. Er war auch alt, aber sie fragte sich, ob er jemals daran dachte.

„Ich kann einfach heute all den Frohsinn nicht ertragen", dachte Amelia. „Ich könnte Dora besuchen." Bei Dora konnte man damit rechnen, daß sie Mitleid mit ihr hatte. Dora hatte immer ihr umfangreiches Photoalbum zur Hand, was es leichtmachte, sich an die Zeit zu erinnern, wo sie jung und hübsch waren.

Dora freute sich, sie zu sehen. „Ich habe gerade an dich gedacht, Amelia", sagte sie und führte ihre Besucherin in das verdunkelte Wohnzimmer. Gewöhnlich ärgerte sich Amelia darüber, daß Dora die ganze Zeit ihre Jalousien nicht hochzog; aber heute paßte es zu ihrer Stimmung.

„Ich habe soeben in der Zeitung von zu Hause gelesen, daß Arthur Bronson für einen Besuch zurückgekommen ist", fuhr Dora fort, „und ich mußte daran denken, als er in der höheren Schule unser Englischlehrer war und wir Mädchen alle so für ihn schwärmten. In der Zeitung heißt es, daß das seine erste Lehrerstelle gewesen sei. Und so scheint er einfach deshalb zurückgekommen zu sein, um zu sehen, wo er begonnen hat."

„Oh, ich erinnere mich gut an ihn", sagte Amelia lächelnd. „Wir lernten in dem Jahr so viel Englisch, weil wir ihm eine Freude machen wollten. Er sah so gut aus."

Dora suchte in einem Stapel Zeitungen herum und zog eine heraus. „Sieh, wie er jetzt aussieht", sagte sie.

Das Bild zeigte einen alten Mann, gebeugt und grauhaarig; das einzige, was noch auf gutes Aussehen hindeutete, waren seine noch immer strahlenden dunklen Augen. Amelia fühlte sich bedrückt.

„Er hat sich ziemlich verändert, nicht wahr?" sagte sie.

Dora nickte traurig. „Ich hätte weinen können, als ich das Bild sah. Ich möchte mich gern an ihn erinnern, als er jung und romantisch war und alle Mädchen in der Klasse dachten, sie wären in ihn verliebt. Warte eben eine Minute. Ich will das Bild von unserer Abschlußfeier suchen. Er war

mit darauf, weil er unser Klassenlehrer war."

Dora blätterte flink in ihrem Photoalbum herum, bis sie das gewünschte Bild von den 23 Mitgliedern der Seniorklasse der Melton High School fand. „Schau dir alle an. Wir sind alle so jung."

Amelia schaute sich das sympathische Gesicht des jungen Lehrers genau an; dann schaute sie auf die andern jungen Gesichter, von denen einige lächelnd, einige ernst waren. Ihr eigenes Gesicht hatte einen träumerischen, in die Ferne blickenden Ausdruck, und auf ihren Lippen lag ein leichtes Lächeln. Sie versuchte für einen Moment, die Gedanken jenes vor über 50 Jahren 18jährigen Mädchens wieder einzufangen; aber das Mädchen schien ein anderer Mensch zu sein, und die jetzt 70jährige Frau konnte sich nicht erinnern. Sie hatte wahrscheinlich Luftschlösser um ihren hübschen jungen Lehrer gebaut, dachte Amelia und fühlte sich etwas erhaben über das törichte junge Mädchen, das sie gewesen war.

Sie suchte unter den vielen Gesichtern nach Doras und fand sie neben Bill Knowlton, der in einigen Jahren ihr Ehemann werden sollte. Doras und Bills Gesicht war ernst.

„Kannst du dich erinnern, was du an jenem Tag gedacht hast?" fragte Amelia plötzlich.

Dora, die über das Album gebeugt saß, nickte. „Bill und ich hatten darüber gesprochen, daß jetzt, wo wir von der höheren Schule abgingen, die besten Tage unseres Lebens vorbei seien."

Amelia lachte ein bißchen. „Drollig, daß du das denken mußtest, wo so vieles bevorstand."

Dora nickte. „Aber jetzt ist alles vorüber." Sie zog ein Taschentuch aus ihrer Schürzentasche und wischte über ihre Augen. Dora fand immer etwas, worüber sie weinen konnte. „O Amelia, könnten wir doch zu der Zeit zurückgehen, wo unsere Kinder klein waren oder wo sie heranwuchsen und so vieles anstellten! Das waren die besten Zeiten, findest du nicht auch?"

Amelia dachte an die vielen durchlebten Jahre zurück. Es würde schwer sein, die beste Zeit herauszufinden. „Es hat immer gute Zeiten gegeben", sagte sie. „Sogar dann, als es zu viel Arbeit und zu wenig Geld gab." Ja, sogar das waren gute Jahre gewesen. Es machte Spaß, sich daran zu erinnern; aber Amelia war sich ganz und gar nicht sicher, ob sie gern zurückgehen und sie noch einmal würde durchleben wollen. Als sie die Zeit durchlebten, hatten sie immer an die Zukunft, wo das Leben besser und leichter sein würde, gedacht; was hatte es also für einen Zweck, zurückzugehen?

„Dora", sagte sie, „wußtest du, daß heute mein 70. Geburtstag ist?"

„O nein!" sagte Dora in einem Ton, als ob ihr jemand soeben gesagt hätte, das Dach sei eingestürzt. „Das bedeutet, daß ich nächsten Monat 70 werde." Sie schüttelte den Kopf und brachte dann Amelias vorherige Gedanken hervor. „O Amelia, wie konnte das so schnell gehen? Es scheint nur wie gestern gewesen zu sein, als wir von der höheren Schule abgingen." Sie beugte sich wieder über das Album. „Schau, wie wir da alle aussehen, so, als ob wir vorhaben, etwas Großes in der Welt zu leisten." Sie



seufzte. „Ich denke, aus keinem von uns ist jemals viel geworden. Und jetzt ist's zu spät."

Amelia richtete sich auf. „Dora, wie kannst du sagen, daß wir niemals viel geworden seien? Mag sein, daß der Name von keinem von uns jemals auf der Vorderseite einer Zeitung erschienen ist; aber wir haben ein gutes Leben geführt und unsere Kinder gut erzogen. Und sieh, was unsere Kinder tun: euer Bill macht sich einen Namen, und mein David und all die andern leisten so viel Gutes. Ich möchte gern ein wenig Anerkennung dafür haben, daß ich sie an den Anfang des Weges gestellt habe, den sie eingeschlagen haben, auch wenn alles, was ich getan habe, nur darin bestanden hat, sie mit Liebe und selbstgebackenem Brot zu füttern. Dann schau auf Arthur Bronson und alle, deren Leben er in den Jahren, wo er gelehrt hat, beeinflußt hat." Und bezüglich des „Zuspätseins" dachte Amelia, daß Harvey noch immer an seinem Obstgarten weiterarbeitete und sich ein wenig bescheidenen Ruhm dafür erwarb, gute Äpfel zu erzeugen.

Die Gedanken über Harvey ließen plötzlich den Wunsch in ihr aufkommen, nach Hause zu gehen. „Es ist wohl besser, daß ich jetzt gehe, Dora", sagte sie. „Harvey wird bald zurück sein und würde sich fragen, wo ich bin."

Dora begleitete sie bis zum Gartentor. „Bill wird es leid tun, daß er dich nicht angetroffen hat", sagte sie. „Er wird so einsam. Er ging heute morgen zu einem Spaziergang hinaus. Es scheint, daß er einfach keine Beschäftigung finden kann. Er sitzt nur herum und wünscht, so arbeiten zu können, wie er es gewohnt war." Sie winkte, als Amelia auf die Straße ging. „Komm bald wieder!"

Amelia kam vor Harvey zu Hause an. Sie konnte es kaum erwarten, sein fröhliches Pfeifen zu hören. Was war das an ihm, das ihn so jung erscheinen ließ, wo Dora und Bill — und auch sie selbst — so alt schienen? War es einfach sein Frohsinn? Warum war er so heiter?

Als sie das Tuckern seines Lieferwagens hörte, ging sie hinaus, um ihn zu begrüßen.

„Ich habe ein paar Rosen bekommen, die du wirklich magst", rief Harvey, als der Wagen bebend zum Stillstand kam, „Kletterrosen." Er öffnete die quietschende Tür und kam heraus. „Erinnerst du dich, Amelia, wie du dir immer eine Rosenlaube gewünscht hast? Nun, ich werde ein Gestell in der Südostecke aufbauen und die Kletterrosen ringsherum pflanzen. In zwei Jahren kannst du darin sitzen und bist dann von lauter Rosen umgeben."

Da fing er schon wieder an, an künftige Jahre zu denken.

„Das wird schön sein, Harvey." Sie beobachtete ihn, als er die Rosensträucher und die jungen Apfelbäume hinten aus dem Wagen hob. „Harvey, denkst du jemals an die Zeit zurück, wo wir jung waren, an all das, was wir tun wollten?"

„Nicht sehr oft", sagte er, ergriff seine Schubkarre und lud sie voll Pflanzen. „Ich bin zu sehr damit beschäftigt, an all das zu denken, was ich *jetzt* tun will." Harvey faßte die Griffe seiner Karre und schob sie auf seine kleine Plantage zu.

Das war es. Da lag der Unterschied. Harvey schaute vorwärts und fand Dinge, die er jetzt tun konnte und für die er jetzt planen konnte, während Dora und Bill — und gerade an diesem Tage auch sie — in die Vergangenheit blickten, auf die Dinge, die bereits getan waren. Es war das Vorausschauen, das das Leben interessant gemacht hatte, als sie jung waren. Ob man sich alt oder jung fühlt, ist vielleicht zum großen Teil eine Frage, in welche Richtung man blickt, es liegt daran, wie man den Dingen gegenübertritt.

Sie lächelte, als sie Harvey pfeifen hörte. Sie fühlte sich selbst zum Pfeifen aufgelegt. Es gab wirklich noch immer einiges, was sie zu tun plante. Zuerst wollte sie diese Rosensträucher pflanzen, damit sie sich darauf freuen konnte, in ihrer Laube zu sitzen, von lauter Rosen umgeben.

„Was ist also falsch daran, wenn man 70 ist?" sagte Amelia laut. Sie ergriff den Seitenspiegel des Wagens und drehte ihn so, daß sie ihr Spiegelbild sehen konnte, das ihr zulächelte. Das Haar, obwohl weiß, war weich und glänzend, und die Augen zwinkerten fröhlich in dem leuchtenden Gesicht.

„Oh, ich sehe überhaupt nicht wie 70 aus", dachte Amelia, „wirklich nicht. Ich könnte jeden Tag für 65 gehalten werden." O

(Fortsetzung von Seite 359)

Zwei Familienberater schafften es innerhalb von 30 Minuten, bei ihrem Bischof vorzusprechen, um sich besondere Anweisungen zu holen und dann bei all den ihnen zugeteilten Familien kurz hineinzuschauen. Andere Familienberater wandten sich an Priestertumsführer, die dann den Bischöfen berichteten und die Bischöfe den Pfahlpräsidenten. Sechs Stunden nach dem ersten Erdstoß wußten einige Gemeinden über die meisten ihrer Mitglieder Bescheid.

Die Pfahlpräsidenten versuchten, die am härtesten betroffenen Gebiete genau festzulegen und da Hilfe anzubieten, wo sie am meisten benötigt wurde. Ein Priestertumskollegium in Granada Hills brachte eine Familie mit sieben Kindern in eine andere Wohnung. Der Erste Ratgeber eines Bischofs wachte auf, als sein Schornstein umkippte, einige Dachsparren zerbrach und ein Loch in die Zimmerdecke schlug; aber er sagte: „Ich war darum nicht so besorgt wie um das Haus meines Nachbarn, das sofort Feuer fing. Keiner hatte Wasser, und so stiegen wir auf unsere Dächer, um die Funken auszuschlagen."

Ein Bischof, der gerade nicht zu Hause war, als das Erdbeben zuschlug, machte sich Sorgen darum, daß er mehrere Stunden keinen Kontakt mit seinen Angehörigen oder Gemeindemitgliedern aufnehmen konnte. Aber in seiner Abwesenheit hatten sich die Priestertumsträger an die Arbeit gemacht; und bis zum frühen Nachmittag hatte man sich mit allen Familien in der Gemeinde in Verbindung setzen können.

Jeden Tag gibt es irgendwo Notlagen, wenn auch nicht immer so drastische. Der Herr weiß, daß wir einander brauchen; und darum hat Er uns zu Brüdern gemacht.

Wir wollen würdigen, daß der himmlische Vater für die Befriedung dieser grundlegenden Bedürfnisse gesorgt hat, indem wir dem Glauben gemäß leben, den wir bekennen, und wirklich unseres Bruders Hüter sind. Wenn wir wieder in die Gegenwart Gottes kommen möchten, müssen wir uns um andere kümmern; denn man kann Gott nicht näherkommen, als man es seinen Mitmenschen ist. Dies bezeuge ich im Namen Jesu Christi. Amen. O

* Bis zum 5. November 1896 war der Fasttag in der ganzen Kirche regelmäßig der erste Donnerstag jeden Monats. Dann wurde bei einer Sitzung der Ersten Präsidentschaft und der Apostel beschlossen, daß statt dessen der erste Sonntag jeden Monats Fasttag sein solle; und der 6. Dezember 1896 war der erste Fastsonntag. (Siehe Andrew Jenson, **Encyclopedic History of The Church of Jesus Christ of Latter-day Saints, 1941.)**

(Fortsetzung von Seite 362)

heit und Glück finden, wenn sie Ihn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte lieben und Seine Gebote halten.

Ich weiß, daß Gott lebt und daß mein Erlöser lebt. (Siehe Hiob 19:25.) Ich weiß, daß ich ein Kind Gottes und daß ich nach Gottes Bild geschaffen worden bin. Dieses Wissen bedeutet mir am meisten. Gott hat mir dieses Wissen offenbart, und diese Tatsache gibt mir großen Frieden und großes Glück ins Herz.

Ich bezeuge meine Liebe zum himmlischen Vater und zum Heiland Jesus Christus und zum Heiligen Geist und zu allen Menschen, und das tue ich im Namen Jesu Christi. Amen. O

Weihnachten – und Erinnerungen für unsere Kinder

RICHARD L. EVANS

In dieser Festzeit ist so vieles miteinander vermischt: unschuldige, erwartungsvolle Kinderaugen; Glück und fröhliche Stunden mit ins Haus gekommenen Familienangehörigen; manchmal Einsamkeit und ernsthafte Sorgen; eine gewisse Freigebigkeit und ein Hervortreten des besseren Selbst und noch vieles andere — all das ist vermischt mit Vergeben und Vergessen und mit Erinnerungen aus all den vergangenen Jahren, die mit dem jetzigen Erleben verschmelzen. O Eltern, wir bitten euch, sorget dafür, daß eure Kinder gute und glückliche Erinnerungen daran zurückbehalten — keine Erinnerungen an Verhätschelung und allzu große Nachsicht, an Erfüllung all ihrer Wünsche —, Erinnerungen an Liebe und Ermutigung, an Frieden und Harmonie und Familienglück, Erinnerungen, die ihr Leben für immer segnen und erheben. Nun, das Fest kommt und vergeht schnell, und so ist es auch mit dem Leben. Oh, laßt uns ein Leben der Buße und Vervollkommnung führen, der Ehrlichkeit und Ehrerbietung, der Ausgeglichenheit zwischen Verstand, Herz und Geist — zusammen mit all den Realitäten, die so stark in Erscheinung treten. Und man kann Weihnachten natürlich nicht ohne Ihn begreifen, an dessen Kommen es erinnern soll, an den Friede-Fürsten, den Sohn Gottes, unsern Heiland und Erlöser, von dem wir bezeugen, daß Er lebt. In tiefer Gewißheit können wir sagen: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt" (Hiob 19:25). Oh, mögen wir niemals vergessen, was Gott uns gegeben hat! Mögen wir niemals die Schwierigkeiten unserer Zeit überbetonen, sondern mit Geduld, Dankbarkeit und Glauben in die Zukunft gehen und an folgende hoffnungsvolle und bewegende Verse von Longfellow denken:

* Ich hörte die Glocken zu Weihnachten wieder,
Hörte sie spielen, die alten, vertrauten Lieder
Und schauernd und süß die Worte wiederhallen
Vom Frieden auf Erden, den Menschen ein Wohlgefallen.
Ich beugte mein Haupt in dumpfer Hoffnungslosigkeit
Und sprach: „Es gibt keinen Frieden auf Erden weit,
Denn der Haß ist stark und spottet dem Lied und allem
Vom Frieden auf Erden, den Menschen ein Wohlgefallen."
Dann tönten die Glocken lauter und tiefer:
„Gott ist nicht tot, und niemals schlief Er.
Die Wahrheit wird siegen, das Falsche wird fallen
Mit Frieden auf Erden, den Menschen ein Wohlgefallen."

* Aus dem Gedicht „I Heard the Bells on Christmas Day" (Ich hörte die Weihnachtsglocken) von Henry Wadsworth Longfellow, amerikanischer Dichter und Professor der Harvard-Universität, 1807–1882.



Ich weiß, was MUT ist

VON JEAN HART

Der starke Schmerz in meiner Brust brannte in scharfem Gegensatz zu der kalten Angst, die mein Herz vereiste. Ich lag hier in der langen, einsamen, schwarzen, endlosen Nacht und versuchte mich mit der Tatsache abzufinden, daß ich möglicherweise Krebs hatte.
Als Tage und schreckliche, schlaflose Nächte voller Schmerzen folgten, dachte ich immer daran, wie es sein würde zu sterben. Ein anderes Drama, vor einem Jahr, machte diesen Gedanken noch schmerzlicher. Erst jetzt erfaßte ich wirklich die Tiefe und das Ausmaß von Gregors Mut.
Gregor war ein großer, gutaussehender 17jähriger mit einem scharfgeschnittenen Gesicht und ein guter Läufer. Als er fünf Jahre zuvor seinen Entschluß bekanntgegeben hatte, eine Familientradition fortzusetzen, die darin bestand, am 1500 m Lauf teilzunehmen, schwand mir der Mut. Er war schlecht in Form und ich konnte für ihn nichts anderes als Enttäuschung voraussehen, und davon hatte er in seinem Leben, fühlte ich, schon genug gehabt. Er hatte alles immer auf die schwere Weise tun müssen; die Ereignisse vereinigten sich gegen ihn und machten aus allen seinen Wünschen einen mühsamen Kampf. Anstatt aufzugeben, schien er jedoch immer mehr entschlossen, noch eifriger zu arbeiten.
Gregor trainierte nicht nur während der Laufsaison, sondern das ganze Jahr hindurch. Er verweigerte sich streng jede Nahrung oder Tätigkeit, die seine Kondition hätten beeinträchtigen können. Im Sommer arbeitete er auf der Viehfarm seines Großvaters. Nach einem ausgefüllten, harten Tag auf den Heufeldern besorgte er einen großen Gemüsegarten, den er hatte anpflanzen wollen, und machte dann lange Läufe im nahegelegenen Vorgebirge. Jeder bat ihn — beunruhigt über den strengen Stundenplan, den er sich festgelegt hatte —, nicht ständig soviel von sich zu verlangen, aber ohne Erfolg. Er war ein Perfektionist und hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß ihm dies die nötige Kraft und Ausdauer für sein Laufen geben würde.
Als er von der Farm zurückkehrte, um die Schule zu beginnen, sah er nicht gut aus und schien immer müde. Da er als Kind rheumatisches Fieber gehabt hatte, beobachteten wir sein Herz ziemlich genau. Um unsere Besorgnis zu unterdrücken, ließen wir ihn einem Kardiogramm unterziehen sowie einer vollständigen ärztlichen Untersuchung. Alle Ergebnisse besagten jedoch, daß es ihm gut ging. Wir wußten, daß er sich den ganzen Sommer zu sehr angestrengt hatte, und nahmen an, daß er deshalb nicht gut aussah und er sich schlecht fühlte.
Die Geländeläufe begannen, und Gregor fuhr fort, sich gnadenlos anzutreiben. Jeden Tag nach der Schule kam er nach Hause, zog alte Sachen an und saß auf dem Küchenherd, um einige Minuten über die Ereignisse des Tages zu plaudern, während er seine schweren Wanderschuhe schnürte. Er lief jeden Tag in den Bergen und trug diese schweren Schuhe, um seine Kraft und Ausdauer zu stärken. Er scherzte darüber, wie angenehm es sei, bei den Wettkämpfen in Rennschuhen zu laufen, nachdem er in den schweren Wanderschuhen trainiert hatte. Es war mehr, als nur in den Bergen zu laufen; er liebte die Natur und verließ sich auf diese Zeit in den Bergen, um seinen Geist aufzufrischen, während er seinen Körper trainierte.
An einem Oktobernachmittag sah Gregor ungewöhnlich müde aus und machte Bemerkungen über einen Schmerz im oberen linken Bein. Er fragte sich, was er getan habe, um es zu verletzen. Es war jedoch für ihn nicht ungewöhnlich, Muskelkater zu haben. Dies scheint bei Läufern sehr oft der Fall zu sein, und so war ich daran gewöhnt. Was aber ungewöhnlich war: er erlaubte mir, ihn an diesem Tag vom Laufen abzubringen.
Einige Tage später wurde ein für die Schule wichtiger Lauf angesetzt. Obschon er gestand, daß er sein schmerzendes Bein lieber nicht mehr anstrengen würde, beharrte er darauf teilzunehmen. Während des Wettrennens versagte sein Bein vollends, und er stand schreckliche Schmerzen aus. Als wir mit ihm zum Arzt gingen, erzählte Gregor, wie sein Bein während des Wettrennens nachgegeben habe. Der Arzt sagte, er könne einen gerissenen Muskel fühlen, und es würde noch Schmerzen bereiten; die Heilung würde lange Zeit brauchen; Gregor würde nicht mehr laufen können. Er mußte mit Krücken gehen.
Wie immer reagierte Gregor mit der Entschlossenheit, einen Ausweg zu finden und sein Bein wieder so herzustellen, daß er eines Tages wieder laufen könne.
Der Arzt hatte ihn angewiesen, zur Kontrolle wiederzukommen. In der Schule versetzte jemand der Krücke einen Stoß, als er die Treppe hinunter ging, und er fiel über den ganzen Absatz. Der Schmerz war heftig, aber Gregor dachte, es komme nur darauf an, vorsichtig zu sein und dem Muskel Zeit zu geben, wieder zu heilen, und ging nicht zum Arzt. Er verhärtete sich, um es zu ertragen, aber er sah jeden Tag schlechter aus und nahm beträchtlich ab. Das aus seinen Augen und seinem verzehrten Körper sprechende Leid sagte uns, wie qualvoll sein Schmerz war.
Als wir endlich wieder zum Arzt gingen, entdeckten wir, daß Gregors „Muskelriß" ein Knochensarkom war (Knochenkrebs). Sein linkes Bein wurde nahe der Hüfte amputiert. Gregor stand vor dem Wiederaufbau eines zerstörten Lebens und zunichte gemachter Träume. Wie überzeugt man einen 17jährigen im Dezember, daß es für ihn — einen Jungen, der im August das erste Mal

ausgegangen war und seinen ersten Tanz getanzt hatte; der gerade Auto fahren lernte; der soeben seinen ersten sportlichen Erfolg erfahren hatte und der ein führender Bewerber des 1500-m-Meisterschaftswettlaufs war; der endlich sehen konnte, daß das Leben nach niederdrükkenden Kämpfen so ging, wie er wollte — noch ein befriedigendes Leben gibt?

Da es notwendig war, hoch oben zu amputieren, blieb Gregor ein Stumpf von weniger als 10 cm — nicht viel, um eine Prothese daran zu befestigen. Er hatte lange Beine, was die Handhabung eines Ersatzgliedes sehr schwer machte.

Einige Zeit vorher fand er eine Möglichkeit auf den Führersitz des Autos zu klettern. Dann tauchte ein neues Problem auf. Wegen des kurzen Stumpfes verlor das künstliche Glied seine Zugkraft, wenn er aufrecht saß. So saß er auf einer Hüfte, was sein Rückgrat krümmte. Der daraus entstehende Schmerz machte ihn krank. Er fürchtete immer, die Prothese würde sich lösen, wenn er fort von zu Hause war.

Die Ärzte rieten ihm, sobald wie möglich zur Schule zurückzukehren und unter Menschen zu sein, aber Gregor war entschlossen, nicht zurückzugehen, solange er noch nicht gut gehen konnte.

Denkt irgend jemand wirklich nach, wie kompliziert der einfache Vorgang des Gehens ist? Wir studierten zusammen, wie man geht. Ich schritt durch das Zimmer, und er folgte mir, indem er versuchte, mit seinem Ersatzbein das natürliche Hin-und-Her des Gehens nachzuahmen. Stunde für Stunde, Tag für Tag übte er, hörte erst bei völliger Erschöpfung auf.

Dann kam der von uns festgesetzte Termin, wo er die Schule wieder beginnen sollte, der Anfang des Frühlingssemesters. Er wußte, daß ihn alle beobachteten. Außer den psychologischen Hindernissen war er vor neue physische Schwierigkeiten, wie Schulrampen und Treppen, gestellt.

Gregor nahm es übel, wenn man ihn für weniger unabhängig ansah als vor der Amputation. Er wollte kein besonderes Entgegenkommen, obschon er es äußerst brauchte. Ich bin sicher, daß niemand je wissen wird, welch geistige Qual man in einer solchen Situation ertragen muß. Ich glaube, daß der körperliche Schmerz im Vergleich dazu geringer ist.

Einige der ihn stechenden Dornen waren, daß er überall, wo er hinwollte, gefahren werden mußte, daß er die trainierende Laufmannschaft jeden Nachmittag nach der Schule überholte und daß er nicht in seinen geliebten Bergen rennen konnte.

Ich bekam das Ausmaß seiner Enttäuschung und deren vollkommene Beherrschung flüchtig zu sehen, als er mich eines Tages bewegt hatte, ihn zu seinen oft besuchten Orten in den Bergen zu fahren. Der Schnee lag dort tief, aber ohne Prothese bestand er darauf, den Bergabhang auf einem Bein und seinen Krücken zu erklimmen. Er erinnerte mich an einen großen edlen Vogel, der mit gebrochenen Flügeln immer noch versucht zu fliegen. Ich wollte den Berg hinaufrennen und schreien: „Warum? Warum? Warum?" Als er aber zum Auto zurückkehrte, bürstete er ruhig den Schnee von seinem Bein und sagte: „Gehen wir, Mutter?" Als wir nach Hause kamen, schaufelte er den Schnee von der Ausfahrt und dem Gehsteig.

Gregor paßte sich an, so wie er alle anderen Hindernisse in seinem Leben überwunden hatte. Niemand hatte gedacht, daß er es so gut tun könne. Damit nicht zufrieden, begann er, schneller als seine Freunde zu schwimmen und sie im Ringkampf zu besiegen.

Bei seiner Amputation wurde uns gesagt, daß seine Krankheit eine besonders heimtückische Art von Krebs sei, die in drei von vier Fällen die Lungen befällt und tödlich ist. Aber man denkt immer, man werde die Ausnahme sein.

Gregor war keine Ausnahme. Als er zu seiner 3monatigen Röntgenuntersuchung ging, entdeckten die Ärzte Krebs in beiden Lungen. Gregor war sich von Anfang an der ganzen Gefahr bewußt. Jetzt wußte er, daß es keine Möglichkeit für eine Heilung gab, da eine Operation unmöglich war und jede Behandlung, wenn sie überhaupt wirksam war, den Krebs nur in Schach halten könne.

Bis jetzt hatte ich seinen Mut aufbauen können, aber nun fand ich nichts, was ich hätte sagen können. Es wäre eine Beleidigung für seine Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, wollte ich sagen, es gäbe Hoffnung, wenn wir beide wußten, daß es keine gab. Ich fühlte tiefste Trostlosigkeit.

Gregor sagte wenig, als wir vom Arzt nach Hause fuhren. Als wir ankamen, war Gregors bester Freund dort und half seinem kleinen Bruder, im Märzwind einen Drachen steigen zu lassen. Zu der Zeit war der kleine Bruder des Spiels müde und sprang, den Drachen liegenlassend, davon. Gregor sah gerne alles in tadelloser Ordnung; deshalb hob er ihn auf, ließ die Schnur abrollen, und der Drachen fing an zu steigen. Bald bat er um mehr Zwirn. Der Drachen stieg höher und höher. Ein zweites Mal bat er um einen Knäuel Schnur. Jetzt war der Drachen nur noch ein Punkt, und wir waren alle atemlos von der schwindelnden Höhe, in die er gestiegen war.

Gregor wandte sich zu mir und sagte: „Eine neue Höhe, Mutter." Ich wußte, daß er nicht nur vom Drachen sprach. Am darauffolgenden Wochenende waren wir völlig niedergedrückt. Als am Sonntagabend die Kinder ins Bett gegangen und Gregor, sein Vater und ich allein waren, versanken unsere schwachen Versuche, ein fröhliches Gespräch zu beginnen, in stillem Kummer und Niedergeschlagenheit. Schließlich sagte Gregor: „So kann ich nicht weitermachen. Ich muß so planen, als ob ich leben würde. Es ist immer noch Zeit, zu sterben; aber es ist nicht immer Zeit, zu leben".

Und Gregor fuhr fort, für das Leben zu planen. Er setzte

eine Übung fest, um seine Muskeln wieder aufzubauen. Bis zum Ende trainierte er, wenn auch schwach, sein Bein und seine Arme.

Anders als ihm, wurde mir eine Gnadenfrist gegeben; es stellte sich heraus, daß meine Brustschmerzen gefühlsbedingt waren. In der Zwischenzeit jedoch wurde mir Gregors wahrer Mut klar. Es war nicht der furchtbedingte Mut der Heldentaten in der Schlacht; vielmehr war es ein ruhiger, berechneter, unverbildeter Mut.

Ja, ich weiß jetzt, was Mut ist. Ich sah ihn bei Gregor, der ruhige Miene bewahrte, als ich ihm, dem hervorragenden Läufer, sagte, er würde sein Bein verlieren. Ich sah ihn, als er in herausfordernder Weise den Berg bestieg, bis zu den Hüften im Schnee, mit einem Bein. Ich sah ihn in seinem Gesicht, wiederum ruhig, als ihm der Arzt sagte, er hätte nur noch einige Monate, bis er an Lungenkrebs sterben würde. Ich sah ihn, als er nach Hause kam und im Schatten des Todesurteils einen Drachen in wirkliche und symbolische neue Höhen steigen ließ.

Ich sah Mut, als Gregor, edel bis zum letzten Augenblick, mit hunderten von irdischen Worten und auf irdische Weise lebte, unverzagt, trotz des schrecklichen Schmerzes und der Angst, die er, wie ich jetzt weiß, ertragen mußte.

Er diktierte mir eine letzte Eintragung für sein Tagebuch. Sie spricht für sich selbst:

„Das Leben war gut zu mir. Obwohl ich viele Enttäuschungen erlebt habe, habe ich auch viele, viele Befriedigungen gehabt. Eine der schlimmsten Arten von Qual, deren ich mich erinnere, ist die geistige Qual ... die Einförmigkeit, an der gleichen Stelle zu stehen. Samstag, den 1. August: Meine Seele ist aufgewühlt. Es war für mich außerordentlich schwierig zu atmen, und es schmerzte jedesmal, wenn ich es versuchte. Jetzt ist ein Gefühl des Friedens über mich gekommen und es ist mir, als wäre jeder Abend Sonntagabend [der Sonntagabend war für uns ein besonderer Familienabend]. Meine Gebete sind viele Male beantwortet worden, und ich bin dem Herrn für Seine vielen Segnungen dankbar. Irgendwie scheinen mir die bloß körperlichen Sportarten, die ich so hoch schätzte, unwichtig im Vergleich mit den Aufgaben, die ich bald übernehmen werde. Ich sage dem Leser Lebewohl und wünsche ihm des Herrn Segen. Ich hege keine bitteren Gefühle und keinerlei Groll, denn ich weiß in meinem Herzen, daß dies der Wille des Herrn ist. Ich weiß wahrhaftig, daß der Herr lebt. Und ich weiß, daß wir nur durch Gehorsam gegen Seine Gebote auf Erden glücklich sein können."

Ja, ich weiß, was Mut ist. O

Soeben erhalten wir die traurige Nachricht, daß

Richards L. Evans

vom Rat der Zwölf

nach kurzer schwerer Krankheit am 1. November 1971 in Salt Lake City verstorben ist.

